Spielereien

vom

Mahler Anton

Zweiter Band.

1798.

Coburger Landes-Bücherei

Spielereien

vom

Mahler Anton.

Zweiter Theil.

I.

Mein Lebensfaden.

Als die Parce meinem Leben.
den bestimmten Faden spann,
war die graue Alte eben
übler Laune, und fieng an
mit den herzenlosen Schwestern
laut zu zanken und zu lästern —
und — mein armer Faden ward
drüber kurz und rauh, und hart.

Als der Genius des Lebens
ihn erhielt und ach! vergebens
um die kleinste Aendrung bat,
nahm er mitleidsvoll den Pfad
zum Olymp. Sieh' großer Zeus!
sprach er, dieses armen Leben!

Kann ichs ändern? brummte Zeus
halb verdrießlich.

Nein! doch geben
sprach der Genius gerührt,
was zu sanfter Lindrung führt,
was den Armen halten wird,
wenn er über die Gefilde
seines kurzen Lebens irrt! —

Zeus besann sich, sah es ein
nahm den Faden, taucht' ihn milde
in den Quell der Freundschaft ein!

II.

Der Eiferer.

Ein Heide betete zu seinem Götzen:
Du siehest doch wie arm ich bin,
o gieb mir nur von deinen Schätzen
Die Hand voll Silber! — Hin
schlich mancher Tag, doch Noth und Plage
vermehrten sich mit jedem Tage.

Lang' harrte er des Gottes Milde
und kniete vor dem Bilde
zu Stunden lang; allein
taub — ohne Mitleid blieb der Stein!
Hm! dacht' er endlich hin und her,
hilft hier kein Beten mehr,
so helf' Gewalt! — der Hunger gab ihm
Flügel
er suchte sich den schwersten Prügel
und schlug mit raschen Händen
den Gott vom Nacken bis zum Lenden.

Ein alter weiser Mann
sah ihn mitleidig an

und frug: wie? fühlt dein Götze das? —
was? schrie der Eifrer, was?
nicht fühlen? willst du ruchlos denken?
Ein Freigeist? meinen Gott entweihn?
der Frevel muß geahndet seyn —
o fort — im Meer dich zu ertränken!

So eifern Edelleut und Pfaffen
jetzt um den Thron,
indem sie Tod und Strafen
Dem Freund vernünft'ger Freiheit drohn!

III.

Phantasie.

Einsam ruth ich jüngst im Thale,
um mich her war's Dämmerung —
aus der Liebe Zauberschaale
trank ich wie beim Göttermahle
himmlische Begeisterung;
und auf einem Mondenstrahle
hob mit kühnen Adlerschwung
zu der Sterne Flammenbahn
mich die Phantasie hinan!

Ha, wie schauerlich die Wilde
in der Zukunft Dunkel blickt,
und des Wünschenden Gefilde
mit der Liebe Zaubermilde
und der Hofnüng Rosen schmückt —
doch dem ganzen Wahngebilde
Täuschung auf die Stirne drückt
die so bald ihr jemand glaubt
ach, die Truggestalten raubt!

Auf den Rasen hingesunken
fühlt ich jetzt mich so beglückt!
Fühlte schon — von Wonne trunken
wie der Freude Götterfunken
dann mir durch die Seele zückt
wenn der Hochzeitskrone Prunken
Lyda nicht dein Haar mehr schmückt,
wenn was jetzt noch sträubt und sinnt
in der Liebe Glück verrinnt. —

Zauberische Träume schweben
hold um den empörten Sinn,
und der Zukunft Freuden heben
meiner Seele heißes Streben
schon zum schönen Ziele hin —
o ich fühls — bei meinem Leben!
daß ich jetzt schon glücklich bin —
denn an süßer Liebe Band
leitet mich des Schicksals Hand!

Führte mich zu jenem Haine
wo ich erst mein Glück empfand,
wo die Himmlische, die Eine
froh in Lunens Silberscheine

mir den Kranz der Treue wand,
und berauscht vom Götterweine
süßer Liebe mir gestand:
auf der ganzen weiten Welt
sey kein Glück wo Liebe fehlt!

Ungemessen, ungewogen
ist der süßen Liebe Glück,
Schöner selbst als Iris Bogen
hoch am Firmament gezogen
lächelt uns ihr Sonnenblick!
Stärker wie des Vollmonds Wogen
wie das ewige Geschick
herrschet sie mit milder Hand
über Meer und über Land!

Liebe, Liebe! alles Leben
ohne dich — ist kalt und leer —
Liebe nur kann Wonne geben,
ohne Liebe ist dies Leben
wahrlich keine Wohlthat mehr!
Alle Erdenwesen schweben
unter ihrer Fahne her —
selbst des Himmels goldnes Licht
wärmte ohne Liebe nicht!

Doch was athmet dort vom Hügel

vor ein schauerliches Wehn?
Ha, des Todes Rabenflügel
bricht durch stiller Gräber Riegel —
Laß, o Phantasie! ihn wehn —
Laß der Todtengrüfte Siegel
unberührt und heilig stehn;
Jeder Moosbewachsne Stein
deckt ein liebendes Gebein:

Doch wer jammert dort am Grabe
wo der Sehnsucht Thräne thaut?
ach, gekrümmt am Pilgerstabe
klagt des Lebens schönste Habe
klagt ein Jüngling seine Braut —
Ach, des Himmels schönste Gabe
war mit ihr ihm angetraut —
Wie er stumm die Hände ringt,
thränenlos zu Boden sinkt!

Mich ergreift der Ahndung Wehen
schreckend, kalt wie Grabesluft!
Wer hört meiner Liebe Flehen,
wer wird schützend bei mir stehen,
wenn die nie gefüllte Gruft,
wenn zu jenes Lebens Höhen
Lyda die Vollendung ruft?

Wenn mit starken Arm der Todt
Trennung unsrer Liebe droht?
O dann würd' in tausend Thränen
aufgelöst mein Leben fliehn —
Wie der Kindheit schöne Scenen
würd' ich alles eitel wähnen,
würde welken und verblühn —
und mit kummervollen Sehnen
müd' an Lydas Grabe knien
bis — verdorrt wie Blum' und Laub
ruhte neben ihr mein Staub!
Schone, schone! werde milder,
schreckenvolle Phantasie!
o was wecken deine Bilder
für Gefühle? — Immer wilder,
immer lauter toben sie —
o verschone! werde milder
schreckenvolle Phantasie!
Zu des Hasses kalten Sinn
schleudert deine Hand mich hin!
O die laut gepriesnen Freuden
dieser Erde, sind sie's werth
was wir ihretwegen meiden,
was wir sie zu haben leiden,

womit ihr Genuß beschwert?
und — wenn kaum gesehn sie scheiden
hintennach die Ruhe stört?
Ist auch eine die uns schont,
nicht zuletzt mit Thränen lohnt?

An der Freundschaft Grabmahl klagen
Thränen um den todten Freund;
an der Liebe Himmel nagen
mit der Hölle Wohlbehagen
Furcht und Eifersucht vereint;
im Triumph der Siegeswagen
ächzt der Tod und wird geweint —
auf des Nachruhms Sternenbahn
fletscht der Neid den Schlangenzahn —

Und — doch ladet zum Genusse
mich nicht Lyda selber ein?
Bei der Zeiten schnellen Flusse
sollt ich so mich dem Verdruße
unzufriedner Klage weihn?
Nein! bei deinem Feuerkusse
Lyda will ich mich erfreun —
wenn auch alles Täuschung ist,
Lyda lebt — und Lyda küßt!

IV.

Der

Brief

oder

Liebe und Delikatesse,

ein Gemälde

in vier Acten.

Personen.

Hofrath Werber.
Sophie, dessen Tochter.
Baron von Sternfeld.
Rath Still.
Treu, ein Amerikaner.
Korn, ein Gastwirth.
Bärbchen, dessen Tochter.
Frölig, ein Küster.
Pierre, Kammerdiener des Barons.
Jakob, Aufwärter im Gasthofe.

Die Scene ist unverändert der Hof eines Wirthshauses auf dem Lande, im Hintergrunde das Haus, vor demselben und an den Seiten grüne Bäume, unter welchen Tische und Stühle befindlich sind.

Erster Akt.

Erste Scene.

Korn, Treu, (unter dem Namen Heinrich simpel gekleidet.) —

Korn. Ich kann mein Geld aber nicht wegwerfen, muß es sauer verdienen, und solche leichtsinnige Burschen glauben, man schüttelts aus dem Aermel.

Treu. Nur nicht so böse, Alter! — Ihr sollt euer Geld ja haben!

Korn. Sollt's haben! — Sollt's haben! — Aber wenn?

Treu. Mein Gott! — Ich bin erst seit fünf Tagen hier —

Korn. Und schon funfzehn Thaler verzehrt — wo will das hinaus?

Treu. Funfzehn Thaler? — Korn, Korn! — ihr habt mit doppelter Kreide geschrieben. —

Korn. (ärgerlich) Ich bin ein ehrlicher Mann!

Treu. Will's auch nicht bezweifeln! — Vielleicht kömmt heute meine Herrschaft noch an. —

Korn. Nun gut! — dies ist aber auch der letzte Termin. Kömmt sie heute Abend nicht; so muß er morgen aus dem Hause. —

Treu. Nun — nun! Was hab' ich euch denn zu Leide gethan?

Korn. Zu Leide gethan? — Nichts! — Aber er gefällt mir nicht! — zehrt in die Welt hinein, ohne zu wissen, ob er bezahlen kann. —

Treu. (lächelnd) Davor seyd unbesorgt!

Korn. Warum mahn' ich denn seit drei Tagen vergeblich? — Er stiehlt mit Nichtsthun dem lieben Gott die Tage ab — läuft hinter den Töchtern ehrlicher Leute her —

Treu. (für sich) Aha! — läufts da hinaus? — (laut) Ihr urtheilt zu hart über mich, guter Mann.

Korn. Wer ist denn seine Herrschaft?

Treu. Ja — das darf ich nicht sagen!

Korn. Weiß er auch, daß mir dies Geheimthun verdächtig vorkömmt? Sieht mir gerade so aus, als ob er sich scheute, jemand zu nennen; damit er nicht auf einer Lüge ertappt werde. —

Treu. (lächelnd) Ihr werdet bald besser von mir denken!

Korn. Nun — Morgen kommt auch!

Zweite Scene.

Vorige. Rath Still.

Still. (auf Treu zu) Lieber Freund!

Treu. Karl! (sie umarmen sich)

Korn. (nimmt erstaunt seinen Hut ab) Was? mein Gott! — Herr Rath — sind Sie's? —

Still. Ja, lieber Korn! — guten Tag; was macht ihr?

Korn. Und Heinrich — ist das sein Herr?

Treu. Ja, Alter!

Still. Wer, ich? — Nein, lieber Korn — ich bin sein Freund!

Korn. Lieber Herr Rath; sagen Sie mir doch, wer dieser Mensch eigentlich ist? — ich kann nicht klug aus ihm werden. —

Still. Er heißt Treu, lieber Korn, ist ein Gelehrter, und mein sehr guter Freund! — Zuweilen ein wenig lustig, aber — bückt euch tief vor ihm, er ist ein Ehrenmann!

Korn. (neigt sich) Wenn der Herr auf Still zeigend) von jemand sagt, er ist ein Ehrenmann — so bück' ich mich gerne tief! Freue mich, Herr Treu, Sie so kennen zu lernen!

Treu. Wollt' ihr mich auch noch aus dem Hause werfen?

Korn. Bitt' um Verzeihung! —

Still. Was? — Steht ihr so mit einander? — Habt euch wahrscheinlich alle beide verkannt. — Aber — lieber Korn! — Ihr seyd ein biedrer Mann, mein alter guter Freund. —

Korn. (herzlich) Ja wahrhaftig, das bin ich! — wenn ich Ihnen irgend einen Gefallen erzeigen kann. — Ich werd' es nie vergessen, was ich Ihnen zu verdanken habe. —

Still. Davon jetzt nichts! — Aber — ihr müßt mir einen sehr wichtigen Dienst leisten. —

Korn. Herzlich gern!

Still. (drückt ihm die Hand) Das weiß ich und verlasse mich darauf! — Ihr werdet Gäste bekommen. —

Treu. Ich habe schon alles veranstaltet! (zu Korn) In dem grünen Zimmer logiren wir, und in dem gelben die Fremden! (zu Still) Es ist eine Thür dazwischen, wie wir sie brauchen. —

Still. Das ist gut. — Hernach, lieber Korn, wollen wir das übrige verabreden.

Korn. Sehr wohl! — Ich werde ein wenig für Sie anrichten lassen!

(ab)

Dritte Scene.

Still. Treu.

Still. Hast du Nachrichten, August? werden sie bald kommen?

Treu. Ich erwarte sie jeden Augenblick. —

Still. Heute noch?

Treu. Ja, ja! — der Hofrath und Sophie fahren voraus — der Baron kommt etwas später —

Still. Warum das?

Treu. Er ist gestern nach seinem Gute gefahren. — Er kommt allein, und sein Kammerdiener erst morgen.

Still. O das ist schön! — nun kennt mich von der ganzen Gesellschaft niemand als Sophie!

Treu. Auch der Hofrath nicht?

Still. Nein! — Ich lernte Sophien blos bei ihrer Tante kennen, wo sie erzogen wurde. — Ich werde mich jetzt für einen reisenden Kaufmann ausgeben.

Treu. Und ich setze meine Rolle fort — bin dein Bedienter. —

Still. Lieber August! was bin ich Dir vor Dank schuldig!

Treu Gar keinen! — O wenn Du wüßtest, wie glücklich mich dieser Rock und mein falscher Name gemacht haben. — Doch, lieber Karl! Du siehst ja aus wie die Traurigkeit selbst. —

Still. Du weißt auch nicht, wie mir zu Muthe ist! — Vielleicht ist heute der letzte Tag, an welchem ich hoffen darf — vielleicht geht mit der heutigen Sonne das Glück meines Lebens unter! —

Treu. Die Sonne wird morgen — wird noch oft wieder aufgehn. —

Still. Aber ohne mich glücklich zu finden! — o es ist eine verzweifelte Lage — ein Weib, von der man geliebt wird, das unser ganzes Herz ausfüllt, nicht anders erhalten zu können, als durch Entführung — durch Raub — durch ein unedles Mittel! — O, glaube mir, Freund! Scham und Unmuth treiben mir das Blut

ins Gesicht, wenn ich nur daran denke! — Und endlich, wird Sophie mit ihrer weichen Seele — mit ihrem engelguten Herzen auch stark genug seyn, mir zu folgen?

Treu. Sie versprach es Dir ja!

Still. Aber mit eben dem Gefühl, da ich jetzt hier stehe und zittre, wenn ich an die Ausführung denke. —

Treu. Uebermorgen wird sie mit Sternfeld getraut.

Still. Ja, ja! — ich muß eine unedle Handlung begehn. —

Treu. Die Welt wird sie edel nennen. —

Still. Das kann ich aber nicht — ich beleidige Sophiens Vater.

Treu. Einen Vater — der klein genug denkt, seine Tochter dem Ehrgeitz und dem Eigennutz aufzuopfern?

Still. Das weiß ich alles — aber was geht das meiner Pflicht an? —

Treu. Sehr viel! — Sophiens Vater hat sein Recht über seine Tochter durch Mißbrauch verloren. — Du mußt sie

retten — und hast Du nicht jedes andre Mittel versucht?

Still. Das hab' ich! — Noch vor zwei Wochen hab' ich einen Brief an den Hofrath geschrieben. —· Mein ganzes Herz hab' ich darin ausgegossen. — Ich glaubte: wenn die Sprache aus dem Herzen kommt, wird sie auch wieder zum Herzen dringen — wird irgend eine Saite darin finden, die unverstimmt genug ist, daß der Anschlag der Natur sie rührt. — Umsonst! — Ich bin ohne Antwort geblieben. —

Treu. Desto weniger Recht hat er sich zu beklagen!

Vierte Scene.

Vorige. Bärbchen.

Bärbchen. (kommt schnell aus dem Hause gelaufen) Heinrich! Heinrich! — (sie sieht Still und bleibt stehn) O je — Herr Rath, sind Sie hier?

Still. Ja, liebes Mädchen — wie geht's Dir?

Bärbchen. Heinrich — ist das dein Herr?

Treu. Ja, Bärbchen.

Still. Nein, Bärbchen! — glaub' ihm nicht — er ist mein Freund!

Bärbchen. Was? Heinrich —

Treu. Nein, ich bin immer —

Still. Glaub ihm nicht, Bärbchen! Er heißt nicht Heinrich — ist nicht mein Bedienter, sondern mein Freund, der sich nur mit euch eine Lust machen wollte. —

Bärbchen. Heinrich, ist das wahr?

Treu. Liebes Bärbchen! — was ich Dir schien, werd' ich immer seyn — bei Gott! immer — ich heiße nur nicht Heinrich! —

Bärbchen. O! das ist nicht gut!

Treu. Aber, liebes Mädchen! was ist denn der Name — ich — ich selbst bin immer derselbe. —

Bärbchen. (traurig) Ach — Sie sind vornehm —

Treu. Bärbchen! so höre doch nur —

Bärbchen. Nein — das thue ich

aber nicht. — Mein Vater sagt: ich soll nie zuhören, wenn vornehme Leute mir was Schmeichelhaftes vorsagen — sie reden niemals die Wahrheit. —

Treu. Das ist ein Vorurtheil, Bärbchen! Es giebt unter den Vornehmen eben so gut Leute, welche die Wahrheit sagen.

Bärbchen. Wenn Sie das aber thäten, so hätten Sie sich nicht für jemand andern ausgegeben, als Sie sind —

Treu. Aber — dazu hab ich ja meine sehr wichtigen Ursachen! — Ich that es diesem Herrn zu Gefallen.

Bärbchen. Sie mögens nun gethan haben, warum Sie wollen — genug, Sie haben mich hintergangen! (sie bedeckt ihr Gesicht)

Treu. Bärbchen! — Sieh' mich doch an!

Bärbchen. Nein, nein! — ich werde Sie nie wieder ansehn können. — (geht schnell ab.)

Treu. (ihr nach) Gute, liebenswürdige Unschuld!

Fünfte Scene.

Still und Treu.

Still. Freund! — was hast du mit dem Mädchen?

Treu. Mit Bärbchen?

Still. Sie ist gut — ist eines ehrlichen Mannes Tochter!

Treu. Das weiß ich — und freue mich dessen!

Still. Was willst du mit ihr?

Treu. Sie heirathen!

Still. (erschrocken) Sie — heirathen?

Treu. Ja, ja! — sie heirathen! — Seit den fünf Tagen, die ich hier bin, hab' ich das gute Mädchen kennen gelernt! — Das Verhältniß, in welchem sie uns gegen einander glaubte, verbannte alle Zurückhaltung aus ihrem Betragen. — O, Bruder! — die Natur hat in das Herz dieses Mädchens einen unerschöpflichen Reichthum gelegt — wahre Unschuld — Sanft-

muth — Güte — — — Sie wird mein Weib!

Still. Hast Du auch alles überlegt?

Treu. Alles!

Still. Deine Lage —

Treu. Mir bin ich doch mehr als meiner Lage schuldig? — Ich suche in der Ehe Zufriedenheit und Glück — beides werd' ich mit Bärbchen finden! — Du weißt, ich bin in einem andern Welttheile zu Hause — in Amerika steht die Gleichheit der Menschen nicht in Dekreten der Regierung, sondern in den Herzen freier Bürger! — dort weiß man nichts von Konvenienzen, die hier — ohne das Herz zu fragen, Verbindungen schließen und trennen. —

Still. Aber die Ungleichheit der Sitten —

Treu. Ist Chimäre, wenn Herz und Gesinnungen gleich sind! — Freilich wird manche Modethörinn die Nase rümpfen und über: „mein Landmädchen" — spötteln — aber was kümmert mich das? — Ich

habe den größten Theil meines Lebens unter den vornehmern Klassen der Gesellschaft zugebracht — aber — getäuscht und gekränkt bis zum Ueberdruß — fangen alle ihre Verhältnisse an, mich wie Fesseln zu drücken. — Ich will sie zerreißen! — will in Bärbchens Armen die Welt vergessen, um mich mit ihr wieder auszusöhnen. —

Still. August! — August! —

Treu. Was, Karl? — Du siehst mich so bedenklich an? O, ich habe überlegt, eh' ich beschlossen habe! — Ich dachte mir die Welt aus dem Gesichtspunkte, wie ich sie bisher angesehen habe, und da warf ich in eine Wagschaale Rang, Gold, sogenannte feinere Kultur u. s. w. — Aber dann dacht' ich mir auch die Welt aus Bärbchens Gesichtspunkte — und — dies war der Gesichtspunkt der Natur! da kamen in ihre Wagschaale: truglose Einfalt — dauernde Liebe — Herzensgüte — — — die Natur hat gewonnen, Bruder! — und Bärbchen wird mein Weib! —

Still. Aber du kämpfst mit Vorurtheilen. —

Treu. Die in leeren — lächerlichen Einbildungen ihren Grund haben, und mir verächtlich sind. —

Still. Nun wohl — ich kenne deine Standhaftigkeit — (sie geben sich die Hände) meinen brüderlichen Glückwunsch! — Aber hast Du dich von Deinem Plane schon etwas gegen das Mädchen oder ihrem Vater merken lassen?

Treu. Mit Worten nicht — aber dem Mädchen haben mich meine Augen verrathen!

Still. Wolltest Du aber nicht erst mit dem Vater sprechen?

Treu. Recht gern!

Still. (ruft in die Hausthüre) Korn! Korn! geschwind heraus — hier ist eine Neuigkeit. —

Sechste Scene.

Vorige. Korn.

Korn. (kommt eilend heraus) Was befehlen Sie, Herr Rath?

Still. Lieber Alter! (zu Treu) Aber soll ich?

Treu. Ja, ja!

Still. Ihr kennt diesen Herrn noch nicht ganz! — er heißt Treu und ist, was sein Name sagt — ein Amerikaner von Geburt. —

Korn. Den Sie vorhin einen Ehrenmann nannten? —

Still. Wahr! — Er ist nicht reich, aber sejn Amt bei der Rentkammer, Fleiß und Geschicklichkeit sichern ihn so viel, daß er mit einer Frau anständig leben kann. —

Korn. Und nun?

Still. Wünscht er, daß ihr ihm euer Bärbchen zum Weibe gäbt. —

Korn. (betroffen) Herr Rath — so pflegten Sie sonst nicht zu scherzen. —

Treu. Bei Gott — alter Vater! er

scherzt nicht, es ist mein ganzer Ernst! — Gebt mir eure Tochter zum Weibe!

Korn. Herr, weil dieser biedre Mann (auf Still zeigend) sagt, daß Sie gut sind, so will ichs glauben! — will glauben, daß Sie mich und mein Mädchen nicht bloß zum Besten haben wollen! — aber, zuvor eine Frage! antworten Sie mir aufrichtig!

Treu. Das will ich!

Korn. Haben Sie mit meiner Tochter schon von ihrer Absicht gesprochen?

Treu. Nein!

Korn. Nun — so müssen Sie mir auch noch ein Versprechen geben. —

Treu. Sehr gern.

Korn. Und mir die Hand darauf geben, daß Sie Ihr Versprechen als ehrlicher Mann halten wollen!

Treu. Da ist sie! — (sie geben sich die Hände.)

Korn. Nun — so sprechen Sie mit meiner Tochter auch nie ein Wort von der Sache!

Treu. Wie soll ich das verstehn?

Korn. Mein Bärbchen kann ihre Frau nicht werden!

Still. Korn, Korn! — besinnt euch!

Treu. Setzt ihr Mißtrauen in mich?

Korn. Nein, nein! — aber sie darf Ihre Frau nicht werden!

Treu. Sie darf nicht? — wer verbietet's?

Korn. Meine Vaterpflicht!

Treu. Was habt ihr gegen mich einzuwenden?

Korn. Gegen Sie, Herr? Nichts! gar nichts! — Aber gegen ihre Heirath mit meiner Tochter — viel — sehr viel! — Ich muß nach meiner Ueberzeugung für ihr Glück sorgen. —

Treu. (empfindlich) Und glaubt ihr, daß sie mit mir unglücklich seyn würde?

Korn. Lieber Herr Treu! — werden Sie darum nicht zornig — werden Sie darum mein Feind nicht!

Treu. Aber wenn nun eure Tochter es selbst wünschte? was würdet ihr thun?

Korn. Meine Einwilligung doch nicht geben! — und heimlich würden Sie mir doch mein Mädchen nicht stehlen? nicht wahr?

Treu. Wenn ihr eure Vaterrechte nicht mißbraucht — nein! —

Korn. O, hören Sie mich erst an, ehe Sie entscheiden, ob ich meine Vaterrechte brauche — oder mißbrauche — ob ich so, oder anders handeln sollte! — Ich bin seit 40 Jahren hier Gastwirth — habe viele tausend Gäste, Bekannte und Unbekannte, Glückliche und Unglückliche unter meinem Dache beherbergt. Biegsam von Natur, lernt ich mich bald in die Launen und Charaktere meiner Gäste schicken — litt' es, daß Murrköpfe mich mißhandeln, und Gecken mich foppen durften; aber dabei lernt ich die Menschen kennen. —

Treu. Und was wollt ihr daraus für eine Folge auf mich ziehn?

Korn. Glauben Sie, lieber Herr, unter hundert Unglücklichen, die ich beher-

bergte, waren es gewiß neunzig durch heurathen geworden. —

Still. Ist das nicht zu stark gerechnet, lieber Korn?

Korn. Nein, Herr Rath! — Daß das in der Gesellschaft nicht so auffällt, macht, daß die Menschen in keiner Sache sich mehr verstellen, als wenn es ihr eheliches Glück betrift. Sie schämen sich zu gestehen, daß sie den wichtigsten Schritt ihres Lebens als Thoren aus Leichtsinn, oder als Nichtswürdige aus unedeln Absichten gethan — daß sie betrogen haben, oder betrogen sind. —

Treu. Und was folgt für mich daraus?

Korn. Daß Sie Ursach haben, mit Vorsicht zu wählen! Ich habe so viele Ehen und so wenig Glückliche gesehen! — Reiche Männer heuratheten arme Mädchen und wurden entweder von ihnen beherrscht, oder behandelten sie als Dienstmägde — vornehme gebildete Männer heuratheten geringe, ungebildete Mädchen — der Rausch

ihrer Sinnlichkeit war mit den Flitterwochen verflogen — sie fanden keine Unterhaltung mehr mit einander — der Mann jähnte seiner Frau bei der Tafel ins Gesicht, und ihr — flossen die hellen Thränen auf den Suppenteller herab! — O lieber, guter Herr! lassen Sie mir mein Bärbchen! — ihre Thränen möchten sonst auch bald in die Suppe tröpfeln. —

Treu. Mann, wer seyd ihr? — ihr seyd mehr als ihr scheinen wollt? —

Korn. Nein, mein Herr! — ich bin nur Gastwirth, und will auch nicht mehr seyn. — Daß mein Kopf vielleicht ein wenig heller ist, verdank ich dem Väter dieses braven Mannes (auf Still zeigend) und ihm selbst! — In seines Vaters Hause bin ich erzogen — unterrichtet und geliebt wie ein Kind! Ich gewöhnte mich früh an das Lesen guter Bücher, und daß ich diesen Hang noch jetzt befriedigen kann, dank' ich dem Herrn Rath! — Doch lassen Sie uns davon abbrechen! — Sie sind ein Amerika-

ner, ich höre so gern von diesem Lande erzählen. —

Treu. So weicht ihr mir nicht aus — ich habe um eure Tochter gebeten. —

Korn. (mit Nachdruck) Sie kann ihre Frau nicht werden!

Treu. Ist das eure letzte Erklärung?

Korn. Meine feste Ueberzeugung — so wahr Gott mich hört! —

(geht langsam ab.)

Siebente Scene.

Still. Treu.

Still. (der in einer nachdenkenden Stellung steht) „Heimlich werden Sie mir doch mein Mädchen nicht stehlen?" Freund! diese Worte des ehrlichen Alten haben mich tief erschüttert. — „Stehlen!" — es liegt etwas ganz Abscheuliches in diesem Worte?

Treu. Wahr, aber es paßt hier nicht her! Eine Sache kann ich stehlen, weil sie das Eigenthum eines andern seyn kann;

aber ein Mädchen, das sich der Tirannei eines Vaters entzieht, weil er kein Recht hat, ihr Tirann zu seyn — die gutwillig mit mir geht — die stehl ich nicht!

Still. Wohl wahr — aber — (es entsteht ein Geräusch hinter der Scene, er sieht sich um) Um Gotteswillen! — da fährt der Wagen des Hofraths vor, und Sophie sitzt darin! — Lieber August! bleib du hier und beobachte! — Ich muß fort — muß mich erholen — (geht ins Haus.)

Treu. Ich werde einen schlechten Beobachter machen!

Achte Scene.

Hofrath Werber. Sophie. Treu.

Hofrath. (durch die Scene hinaus) Bringt die Pferde in Stall und füttert ordentlich. — Gebt auf den Wagen acht! — (er und Sophie grüßen Treu) Ist der Wirth zu Hause?

Treu. Da ist er!

Neunte Scene.

Vorige. Korn.

Korn. Unterthäniger Diener, Herr Hofrath! — habe lange nicht die Ehre gehabt. —

Hofrath. Guten Tag, Korn! — wie geht's?

Sophie. Nun, lieber Alter, noch immer so lustig? —

Korn. So, so — liebe Mamsell! noch immer beim Alten! befehlen der Herr Hofrath nicht ein Zimmer?

Hofrath. O ja! — ich werde die Nacht hier bleiben. — Erwarte hier meinen Herrn Schwiegersohn. Aber setzen wir uns erst ein wenig hier im Freien nieder! — Setz dich Fikchen! (sie setzen sich) so! — Morgen müssen wir in der Stadt seyn, übermorgen ist die Hochzeit. — Mein Schwiegersohn — — kennt er den wohl, Korn, den reichen Herrn Baron von Sternfeld?

Korn. O ja, Herr Hofrath.

Hofrath. Ein braver Herr, nicht wahr? Aus der ältesten und vornehmsten Familie im Lande — erstaunlich reich — — und seine Bräutigams-Equipage; die muß man sehn! — Und seine sechs Schäcken — lauter Porcelänschäcken — die besten Schäcken im Lande — nicht wahr?

Korn. Es sind schöne Thiere. —

Hofrath. Bestell uns Kaffee, lieber Korn! drei Portionen — mein Schwiegersohn wird auch mittrinken — wir wollen auf ihn warten.

Korn. Sehr wohl, Herr Hofrath!

(geht ab.)

Zehnte Scene.

Hofrath. Sophie. Treu.

Hofrath. Aber, munter Fiekchen, munter! — Hängst den Kopf schon wieder? hast schon wieder Grillen?

Sophie. O mein bester Vater! — wenn Sie wüßten!

Hofrath. O meine beste Tochter — ich weiß leider! schon zu viel! — Aber schlag dir die Grillen aus dem Kopfe, und verdirb mir durch dein Romangepinsel meine Freude nicht!

Sophie. Aber, lieber Vater — soll ich Ihnen denn eine Freude mit den Verlust meines ganzen Glücks erkaufen?

Hofrath. Wetter! — bring mich nicht wieder durch das Gerede auf! — Ich muß besser wissen, was dich glücklich macht! (sanfter) Wie du auch so wunderlich seyn kannst, Fikchen! ich versichre dich, du wirst mit dem Baron glücklich seyn — und (zärtlich) ich weiß auch, du bist ein gutes, sanftes Kind, du wirst deinen alten Vater seine Freude nicht verderben!

Sophie. Nein, nein!

Hofrath. Sieh nur meine Tochter! — du glaubst gar nicht, wie sehr ich mich mit deinem Glück beschäftige, und wie mir das alles im Kopfe herum geht. — Wenn ich dich so da sitzen seh' — den Kopf hängen und weinen — und ich denke dann an

deine Neigung zu dem Rath Still und an den verdammten Brief, den er schrieb, so möcht' ich — — es konnte doch nichts daraus werden — ich kenne den Mann nicht. —

Sophie. O gewiß — er ist ein edler guter Mann!

Hofrath. Das ist nicht wahr! — Ein edler Mann hätte einen solchen Brief nie geschrieben. —

Sophie. Gott weiß, wie es mit diesem Briefe zusammen hängt. —

Hofrath. Ueberdem — er ist nicht reich — du bist arm, und eure Kinder könnten mit einander betteln gehn! — Der Baron ist sehr reich, ist aus einer der ältesten Familien — du mußt mit ihm glücklich werden. —

Sophie. Nach ihren Ideen, lieber Vater, muß ich das freilich — aber mein Herz sagt anders. —

Hofrath. Aber das Herz muß nichts sagen — muß immer dem Kopfe unterge

ordnet seyn! Wenn du bedächtest, in welchen Umständen der Baron sich befindet. —

Sophie. Aber ich heurathe ja nicht den Titel — nicht das Geld — sondern den Mann! — und nun bedenken Sie selbst — der Baron —

Hofrath. Nun? der Baron?

Sophie. Seine Jahre und die meinigen —

Hofrath. Die sind freilich ungleich! Er bald funfzig, du kaum zwanzig! — Aber dennoch Sophie, er ist deiner werth! und — noch einen Grund will ich dir zu bedenken geben — hast du dann noch eine Einwendung — Sophie! es ist dein Vater, der mit dir spricht! — Ich bin alt und schwach — deine Mutter ist todt — drei noch unerzogne Brüder erwarten von dir — wenn auch ich sie verlassen habe — Erziehung und Hülfe! — du versprachst deiner Mutter auf ihrem Sterbebette —

Sophie. Meinen Brüdern eine Mutter zu seyn — ich werd' es halten, mein Vater!

Hofrath. Zu dem guten Willen gehört aber auch Vermögen zu können! — Der Baron macht dich zur Erbin seines großen Vermögens — dafür wirst du ihn pflegen — sein Alter versüßen — wirst eine Wohlthäterin deines alten Vaters, deiner Familie werden, und in der Erfüllung dieser Pflichten dein Glück und deine Belohnung finden! — nicht wahr? — ich habe mich nicht in meiner Tochter geirrt?

Sophie. (küßt ihm die Hand) Nein, nein! —

Hofrath. Du weißt auch, der Baron sieht es nicht gern, wenn du rothgeweinte Augen hast und traurig bist. — Du wirst freundlich seyn, meine Tochter — wirst ihn liebreich empfangen — nicht wahr?

Sophie. (mit unterdrückten Thränen) O, ja, ja! — so gut ich nur kann!

Hofrath. Und wenn du vernünftig nachdenkst — du hast große Ursach, dich deines Schicksals zu freun. — O es wird mir ganz wunderlich ums Herz — wenn

ich recht daran denke! Deine Mutter hat oft geweint, wenn sie gezwungen war, dir ein neues Kleid von Haman machen zu lassen, und ich nicht wußte, wo das Geld dazu herkommen sollte; und nun — da wirst du mit Steinen und Perlen geschmückt in einem prächtigen Wagen mit sechs stolzen Pferden daher fahren. —

Sophie. Lieber Vater! — wie können doch diese Dinge in ihren Augen so viel Werth haben!

Hofrath. Ei — das verstehst du nicht — daß muß ich besser wissen! — Reichthum ist eine schöne Gabe Gottes, die kein Vernünftiger verachtet. — Ei — (er sieht sich um) sieh da! sieh da! —

Eilfte Scene.

Vorige. Baron von Sternfeld.

Hofrath. (dem Baron entgegen) Ah — willkommen! — tausendmal willkommen! lieber Herr Schwiegersohn!

Baron. Ich bin unendlich erfreut (sie umarmen sich) meine theure Sophie! (er küßt ihre Hand) ich fühle mich so glücklich, sie wieder zu sehen — o, sie glauben gar nicht, wie mir seit gestern die Zeit unausstehlig gewesen ist! —

Sophie. Sie schmeicheln, Herr Baron.

Baron. Schmeicheln? liebes Mädchen! wer kann Ihnen schmeicheln?

Sophie. Sie sind ein Meister in der Kunst, einem Frauenzimmer galante Sachen zu sagen.

Baron. Sonst wohl! — Aber jetzt — seit dem ich Sie kenne, theure Sophie! — da redet nur mein Herz!

(Es wird Kaffee gebracht, Sophie schenkt ein.)

Baron. (zum Hofrath) Sie haben Ihre Reise wohl zurück gelegt?

Hofrath. Sehr wohl, sehr wohl!

Baron. (betrachtet Sophien, die ihm eine Tasse Kaffee reicht, genau) Aber — irr' ich mich nicht? Sophie! Ihre schönen Augen schon wieder roth von Thränen? O diese Thränen — liebes Mädchen! wissen Sie auch, wie sehr die mich beunruhigen?

Hofrath. Herr Baron! meine Tochter hat erst seit kurzer Zeit das Glück Sie zu kennen; sie soll mich — soll ihr väterliches Haus verlassen. —

Sophie. Haben Sie Nachsicht mit meiner Schwäche!

Baron. O, ich ehre dies Gefühl! — aber ich sähe Sie doch so gerne glücklich — so ganz glücklich, wie ich mich in dem Besitz Ihres Herzens zu seyn dünke! — Und dieses Herz, Sophie! — o verzeihen Sie mir diese Frage; sie hat sich mir zugedrängt, so oft ich ihre Thränen gesehen habe — — — ich werd' es doch ganz besitzen?

Sophie. Herr Baron — (verwirrt) diese Frage — —

Baron. O nehmen Sie sie nicht als Beleidigung auf! Sie mußte einmal heraus — — Aber ich traue Ihnen, Sophie! auch ohne Antwort —. — darf ich aber von meiner Seite offenherzig mit Ihnen reden?

Sophie. Ich liebe die Offenherzigkeit!

Baron. Ich bin über die Jahre hinweg, liebe Sophie! wo ich mich allenfalls schmeicheln konnte, daß meine Gestalt einem Mädchen gefalle — — jetzt — ich kann nur auf mein Herz rechnen!

Sophie. Ich weiß seinen Werth zu schätzen! —

Baron. Theures Mädchen! — — Ich habe den Frühling, den Sommer meines Lebens verschleudert — unwiderbringlich verloren! — Habe in fremden Ländern herumgeschwärmt — die halbe Welt durchstreift, und endlich durch tausend traurige Erfahrungen die Wahrheit erlernt, daß ich

meine Zeit als ein Thor verscherzt habe! Nur seit kurzer Zeit — seitdem ich Sie kenne, keimt mir die Hoffnung wieder auf, vielleicht in dem Herbst meines Lebens noch Früchte zu sammeln! — Aber nur, wenn Sie Ihr Schicksal mit dem meinigen vereinigen, wenn ich mich an der Sonne Ihrer Jugend erwärmen — mich Ihrer Unschuld freuen darf — — o theure Sophie! — — Sie gaben mir schon einmal Ihre Hand, da ich den Ring an Ihren Finger steckte — aber ich las in ihrer Seele, Gehorsam gegen ihren Vater leitete Sie. — Entscheiden Sie noch einmal mein Schicksal! —

Sophie. (indem sie ihm die Hand giebt) Ich verdiene Ihre Güte nicht! —

Baron. (drückt die Hand an seine Brust) Holdes Mädchen! diese Hand führt einen Unglücklichen vom Rande der Verzweiflung ins Paradies zurück! — (er küßt sie) Haben Sie Dank! — (zum Hofrath) mein Vater!

(Sophie wirft sich nachdenkend auf einen Stuhl.)

Hofrath. Mein Sohn! (drückt ihn an seine Brust.)

Baron. Sie — meine kleinen Brüder — alle müssen sie zu mir auf meine Güter ziehn — wir wollen glücklich mit einander leben! Wollen unsre Zeit zwischen Liebe und Freundschaft — zwischen Arbeit und Wohlthun theilen! —

Hofrath. Das wollen wir! das wollen wir! —

Zwölfte Scene.

Vorige. Korn.

Baron. Sieh da, lieber Alter! — wie gehts?

Korn. Unterthäniger Diener, Herr Baron! recht gut!

Baron. Will er mir nicht gratuliren, Korn? — Ich bin Bräutigam!

Korn. (Mit einiger Verlegenheit)

Von Herzen! — Herr Baron! ich wünsche Glück!

Baron. (schüttelt ihm die Hand) Dank, guter Alter! — (auf Sophien deutend) ich verdiene den Glückwunsch!

Korn. Was ich eigentlich sagen wollte — es ist ein fremder Kaufmann bei mir mit einigen Gold- und Silberwaaren — Erlauben Sie, daß er Ihnen aufwarten darf?

Baron. Recht gern! vielleicht kauf ich etwas. —

Korn. Sehr wohl! (ab.)

Dreizehnte Scene.

Vorige ohne Korn.

Baron. (geht auf Sophien zu, die in einer nachdenkenden Stellung sitzt; er bleibt stehn und betrachtet sie einige Augenblicke:) Wie sie da sitzt! — Wie — o! daß sich das verhaßte Wort mir so aufdringt! — wie der Kummer auf ihrem Gesichte gemahlt ist!

Hofrath. Warum Kummer, Herr Schwiegersohn! Giebt es nicht noch andre Gefühle, die nachdenkend machen?

Baron. Die Freude macht beredt. —

Hofrath. Und das Entzücken stumm!

Baron. O — ich hab es verlernt, mich selbst zu täuschen!

Vierzehnte Scene.

Vorige. Still.

Still. (mit unfrisirtem Haar, in einem simplen Ueberrock, hat ein kleines Kästchen mit Schmuckwerk in der Hand) Ist nicht gefällig, meine gnädigen Herrschaften, zu kaufen? allerhand Prätiosa! Uhren — Dosen — Ringe — und sehr wohlfeil!

(Indem Sophie ihn sprechen hört, springt sie rasch auf, und sinkt, da sie ihn sieht, halb ohnmächtig auf den Stuhl zurück. Der Baron und ihr Vater haben

sich gegen Still gewandt und bemerken es nicht.)

Sophie. Was ist das? — o Gott! — wie wird mir?

Baron. (springt erschrocken zu) Sophie! — theure Sophie! was ist Ihnen? —

Hofrath. Fieckchen! Fieckchen! was fehlt dir?

Sophie. Ach! mir ward auf einmal so schlimm! aber es ist gleich vorüber! —

Hofrath. Komm in das Haus — du mußt dich niederlegen. —

Sophie. O nein! — Die frische Luft thut mir so wohl! — Es ist schon vorüber! — besehen Sie doch die Sachen — (auf Still zeigend.)

Baron. Der unglückliche Zufall! —

Sophie. Er ist vorüber! — (zeigt auf Still) Sie werden mich verbinden, Herr Baron! —

Baron. (sieht flüchtig in die Kästchen und nimmt einen Ring heraus, besieht ihn und giebt ihn Still zurück) Nichts für mich!

Still. (den Ring haltend) Kaufen Sie den Ring! Es ist feines Gold — für das gnädige Fräulein! — Laßt doch sehn, ob er paßt! — (Er geht auf Sophien zu, sie streckt die Hand aus, den Ring zu nehmen, Still steckt ihr denselben an den Finger.)

Sophie. (besieht ihn) Schön! sehr schön und passend.

Hofrath. Um Gottes willen Fieckchen! Du bist krank — wie du auf einmal die Farbe änderst! Erst warst du todtenbleich — und nun glühest du wie Feuer! — Komm ins Zimmer — gieb dem Mann seinen Ring wieder. —

Sophie. (drückt die Hand zusammen) O nein! nein! den Ring behalt ich!

Baron. (Sieht sie aufmerksam an, nimmt dann ihre Hand, besicht den Ring und liest:) „Souvenir!“ — O Sophie! — wenn ich jetzt ihr Gefühl erriethe? — (er küßt ihre Hand mit Feuer) Ich hab' es errathen! Ja! ja! auch mir ist diese Stunde ewig unvergeßlich! — tragen Sie zu ihrem

Andenken diesen Ring; (zu Still) Was soll er kosten?

Still. (zerstreut) Was? — der Ring? — nun — ja — zehn Imperialen!

Baron. Das ist viel! — doch (er reicht ihm einen Ring) haben sie nicht Lust zu tauschen. Dieser ist gewiß eben so viel werth.

Still. (wie vorhin) Nun — ja — warum nicht? — (er besieht den Ring)

Baron. Der Tausch ist also richtig?

Still. Ja!

Baron. Nun kommen Sie meine theure Sophie! auf ihr Zimmer! Sie müssen sich erhohlen! Helfen Sie lieber Herr Schwiegervater! (sie führen Sophien ab.)

Funfzehnte Scene.

Still. Treu.

Still. Nun Freund! — was hast du gesehn? gehört? — wie glaubst du daß meine Sachen stehn?

Treu. Etwas kritisch — lieber Karl!

Der Baron ist trotz seinen Jahren noch ein gefährlicher Nebenbuhler. — Sophie hat viel Achtung für ihn — doch — mein Leben setz' ich zum Pfande — sie liebt dich allein.

Still. Aus der Art, wie sie sich jetzt benahm, muß ich dasselbe schließen — und o gewiß, sie ist ein Mädchen von Grundsätzen. — Nur der äußerste Zwang konnte sie zu diesen Schritt bewegen. —

Treu. Ich ahne noch etwas anders. — Sage mir nur was du dem Hofrath geschrieben hast — er war sehr aufgebracht darüber.

Still. Ueber meinen Brief? — das ist unmöglich! gewiß — das ist Verstellung. —

Treu. Nein! Er berief sich selbst gegen Sophien darauf. —

Still. Und Sophie?

Treu. Schien ihm Recht zu geben. —

Still. O ich begreife alles! Die warme Sprache des Herzens, und die Freymüthigkeit, mit welcher ich ihm die Fol-

gen eines so unvernünftigen Zwangs schilderte, wird den kalten, eigennützigen Mann beleidiget haben. — Sophie hat sicher den Brief nicht gelesen, und glaubt ihm aufs Wort. —

Treu. Möglich — vielleicht auch, daß ein Mißverständniß —

Still. Ich muß selbst mit ihr sprechen — muß mich ihr erklären. — Ich werde mich nicht weit von ihrem Zimmer auf die Wache stellen: vielleicht führt ein Zufall uns zusammen! (ab.)

Treu. Guter Karl! — ich fürchte für dich. — Aber — steht es mit mir denn besser? — o welcher Dämon hat sich gegen uns beide verschworen? Doch — Muth! — Der Streiter, der den Kampf fürchtet — ist des Siegs nicht werth! — — Da kommt sie selbst! — wie schüchtern! wie voll Unschuld! O Schicksal! auf alle andern Freuden will ich Verzicht thun — laß mich nur diese einzige erhalten! —

Sechszehnte Scene.

Treu. Bärbchen.

Bärbchen. (hat einen Korb mit allerlei Kleidungsstücken und Wäsche am Arm) Ist mein Vater nicht hier?

Treu. Nein liebes Bärbchen!

Bärbchen. (verlegen — thut als wollte sie wieder umkehren) Ich wollte ihm nur Adieu sagen! — wollte auch Ihnen Adieu sagen, lieber Herr!

Treu. Adieu sagen? — Willst du denn weg von hier liebes Mädchen?

Bärbchen. (seufzend) Ach ja! — Ich muß ja wohl! — Der Vater schickt mich zu der alten Muhme — etwa eine Meile von hier. — — Ich muß ihr ein Papier bringen, und auch selbst dort bleiben. —

Treu. Aber warum denn Bärbchen — du bist ja in der Wirthschaft so nöthig.

Bärbchen. Ja das hab ich auch gesagt — aber (traurig) der Vater meint,

es sey doch nöthiger, daß ich von hier wegkäme. —

Treu. Du bleibst also wohl lieber hier Bärbchen?

Bärbchen. (sehr verlegen) Ich? — ja — nein. — — Ich will auch selber gehen!

Treu. Es gefällt dir hier also nicht mehr?

Bärbchen. O ja! — recht sehr! —

Treu. Nun — wo es denn einem gefällt — da bleibt man ja auch gern. —

Bärbchen. Ach, das ist wohl wahr — aber — ich kann das nicht so sagen. —

Treu. Was denn — liebes Bärbchen?

Bärbchen. (mit Thränen und schnell) Adieu lieber Herr! —

Treu. (ergreift ihre Hand, indem sie sich umkehrt) Nein, mein Bärbchen! — du mußt nicht fort: ich lasse dich nicht weg!

Bärbchen. (macht sich los) O lassen Sie mich — Wissen Sie auch, daß es gar nicht recht von Ihnen ist, daß Sie mich so hintergangen haben?

Treu. Ich dich hintergangen, Bärbchen?

Bärbchen. Ja! — Sagten Sie nicht, Sie wären Heinrich — des Herrn Raths Bedienter? — Und da glaubt ich, Sie wären meines Gleichen — und Sie sahen mich immer so gut, so freundlich — so freundlich an — und ich — ich — nun muß ich zu der alten Muhme gehen, und da werd ich über Sie weinen!

Treu. Nein — bei Gott — Bärbchen! — — Du sollst nicht über mich weinen! — Ich habe dich nicht hintergangen!

Bärbchen. (freudig) Nicht? — — Du bist also kein vornehmer Herr? — bist wirklich noch Heinrich?

Treu. (verlegen) Nein — liebes Mädchen! Aber ich kann — ich will —

Bärbchen. (traurig) Adieu, lieber Herr! — — Nun muß ich doch über Sie weinen! —

Treu. Nein Bärbchen! — deine Thränen würden mich elend machen —

würden wie heiße Tropfen auf mein Herz fallen. —

Bärbchen. (trocknet sich die Augen, und geht langsam fort) Adieu! — Bärbchen wird nicht mehr weinen! —

Treu. (für sich) Nein! bei Gott! — guter alter Vater! das ist zu viel! zu viel! — — diesen Sturm ertrag ich nicht! — — (mit inniger Zärtlichkeit:) Bärbchen! — liebes — gutes Bärbchen! geh nicht fort! Komm her — sieh mich an! —

(Bärbchen kehrt rasch um — sieht ihn einige Augenblicke starr an — läßt den Korb auf die Erde fallen — Treu stürzt in ihre Arme, und sie drückt ihn fest an die Brust.)

(Der Vorhang fällt langsam herunter.)

Zweiter Act.

Erste Scene.

Treu sitzt an einem Tisch. Korn kommt aus dem Hause.

Korn. Wo sind der Herr Baron und der Herr Hofrath hingegangen?

Treu. Dort ins Wäldchen — die Mamsell ist auch mit.

Korn. Das gute Kind! — Wenn es doch dem Herrn Rath gelingen möchte, sie von dem alten Baron zu befreien — aber — entführen muß er sie nicht!

Treu. Aber warum nicht? — wenn er sie nun nicht anders befreien kann?

Korn. Nein! nein! — Ein Mädchen entführen — das thut kein ehrlicher Mann!

Treu. Das leidet Ausnahmen, lieber Korn!

Korn. Keine! keine! —

Treu. Ihr gebt doch wohl zu, daß Sophie sehr unglücklich seyn wird, wenn sie den Baron heirathen muß.

Korn. Leider — ja!

Treu. Wißt auch, daß der Hofrath die Heirath mit Gewalt durchsetzen wird?

Korn. Es scheint so —

Treu. Daß aber auch der Dunst, mit welchem jetzt der Reichthum ihn blendet, bald vor seinen Augen verschwinden — daß er seine Tochter alsdann unglücklich, und sich selbst als die Ursache davon sehen — sich selber fluchen wird. — —

Korn. Ist sehr wahrscheinlich!

Treu. Daß endlich auch Rath Still bei seiner heißen Liebe zu Sophien — bei dem Bewußtseyn ihres unglücklichen Zustandes nicht viel frohe Tage erleben wird —

Korn. Ist leider! auch wahr. —

Treu. All diesem Elende ist ja aber abgeholfen, wenn ihr meinem Freunde behülflich seid, Sophien diese Nacht zu entführen. — Der Baron wird auf die andre

Seite des Hauses logirt, Sophie schläft mit ihrem alten Vater in dem gelben Zimmer. — So bald dieser schnarcht, öffnet Still die Zwischenthür, befreit sein Mädchen und fährt mit ihr davon!

Korn. Und die Folgen?

Treu. Nun — der Baron würde freilich toben, wenn er aufwacht — doch, wenn er auch überdenkt, daß Sophie ihm doch nur ihre Hand, nicht ihr Herz gegeben haben würde — daß er folglich sie und sich selbst nur unglücklich gemacht hätte — wird er sich leicht beruhigen! — Der Vater wird am Morgen zürnen und weinen — am Mittage darüber nachdenken — und am Abend seinen Kindern verzeihen!

Korn. Das klingt alles so schön — so gut — ist so wahrscheinlich, und doch so mißlich! — Kann so ganz anders ausfallen. —

Treu. Doch aber unmöglich schlimmer, als wenn Sophie den Baron heirathen muß!

Korn. Wer weiß das? — Wer, zum Beispiel, kann Ihnen gut dafür sagen, daß der Baron, wenn er aufwacht, und sich betrogen findet, in der ersten Hitze nicht den alten Vater auf das empfindlichste beleidigt? — Und wenn bei diesem sich nun der Aerger mit dem Kummer über den Verlust seiner Tochter, und dem Schmerz über die Vernichtung seiner Wünsche und Hoffnungen vereinigt —' seine mürben Fibern zerreißt, und ein Schlagfluß plötzlich mit ihm endet? — Wenn nun die Tochter, die ohne dies zur Schwermuth geneigt ist — sich für die Mörderin ihres Vaters ansähe — und halb wahnsinnig der Welt — ihrem Gatten und sich selbst zur Last fiele? — — Wie denn? — Sehen Sie, die Folgen unsrer Handlungen stehen ja niemals in unsrer Gewalt — wenn wir daher nur recht handeln — so kann die Reue in unsern Herzen keinen Platz finden, und wir haben ein so tröstendes Selbstgefühl! — — — Mit dem Herrn Rath hab ich auch gespro-

gesprochen; er hat mir sein Wort gegeben, Sophien nicht zu entführen. —

Treu. Hat er das wirklich gethan?

Korn. Ja, und auch Sie, lieber Herr Treu, wünscht ich, möchten mir das Versprechen geben: kein Mädchen zu entführen!

Treu. Warum ich?

Korn. Ich habe eine Tochter!

Treu. Die ich herzlich liebe, und —

Korn. Die, gutmüthig und argwohnlos, leicht über ihr Herz ihre Pflicht vergessen könnte!

Treu. Ich werde ihr Herz nicht mißbrauchen!

Korn. Sie nicht überlisten — nicht entführen und auch nicht verführen?

Treu. (beleidigt) Guter Mann, wie sehr verkennt ihr mich? — für was haltet ihr mich?

Korn. O, lieber Herr! Verzeihen Sie einem alten Vater, der so oft in der Welt getäuscht und gekränkt ist, seine Be-

sorgnisse! Sie gaben mir vorhin Ihr Wort, nicht mit Bärbchen zu sprechen, und — eine halbe Stunde nachher fand ich sie in Ihren Armen! —

Treu. Da war allerdings der Schein gegen mich! Hättet ihr aber gesehen und gehört was vorher gieng — Bärbchens Unruhe — ihre unschuldigen Vorwürfe — die großen hellen Tropfen in ihren Augen — ihr würdet mir das nicht vorwerfen!

Korn. Nun — — jetzt ist sie entfernt! wird die Aufwallung ihres Herzens — die nur darum so sichtbar wurde, weil es die erste war — leicht vergessen! Und auch Sie, lieber Herr Treu! wenn Sie erst wieder in ihrem gewöhnlichen Kreise sind, werden des ungebildeten Landmädchens nicht wieder gedenken!

Treu. Fehl gerechnet, Alter! Bärbchen wird mich so wenig als ich sie vergessen! — Und — wenn ich einst freudenleer umher irre, und eure Tochter bleich, abgehärmt und mit Thränen die Hände auf dem einsamen Lager zusammenringt — —

dann, dann wird euch die Reue ergreifen, daß ihr das Glück zweier Menschen störtet, die der Himmel für einander geschaffen hat! (ab.)

Zweite Scene.

Korn.

Wenn er Recht hätte! — (er bleibt gedankenvoll stehen) Aber — unmöglich! — Ich habe schon so oft die Sprache der Wahrheit von den Lippen eines Betrügers gehört! — Gab er mir nicht die Hand darauf, nicht mit ihr zu sprechen, und doch — — (nach einer kleinen Pause) O Bärbchen! Bärbchen! Die erste Liebe, die in deinem guten — schuldlosen Herzen aufkeimt, soll dich schon unglücklich machen! — — (geht hinein.)

Dritte Scene.

Sophie.

(Kommt von der Seite und setzt sich unter einen Baum.)

Welch einen Sturm hat der Auftritt in meinem Innern erregt? — o Karl! mein Herz schlägt noch immer für dich! — Aber der Baron — seine herzliche Liebe — seine Zättlichkeit, seine Sorgfalt, mir zu gefallen — — der Wunsch, der Wille — der Befehl meines Vaters! — O welche Gottheit führt mich aus diesem Labyrinthe? — — Muß ich den Baron heirathen — so bin ich unglücklich! — — Und doch — warum fehlt mir der Muth, mich ihm zu entdecken? der edle Mann fordert mich selbst dazu auf, und ich — kann nur gehorchen! — O was ist das Herz eines Mädchens, wenn die Hoffnung daraus entflohn ist! — (sie zieht einen Brief heraus) Es ist seine Hand und sein Siegel! — So gern ich mich auch von dem Gegen-

theil überreden möchte — — es ist dennoch so! — O Karl! Karl! — Du bist grausam mit mir umgegangen — auf dich rechnete ich als meinen Erretter — du hast mich verlassen! — — Aber wozu die heutige Erscheinung? Wozu dieser Ring? (sie besieht ihn) Ob er meiner gar noch spotten will? — Nein! nein! — das kann er nicht! — — Vielleicht gereuet ihn sein Brief, und er kehrt zu mir zurück! —

Vierte Scene.

Sophie. Bärbchen kommt von der Seite.

Sophie. Sie da — Bärbchen! wo kommst du her? du hast geweint? —

Bärbchen. O liebe Mamsell! — ich bin sehr unglücklich. — Ist mein Vater im Hause?

Sophie. Ich glaube — ja! — Aber, liebes Mädchen, was fehlt dir? du zitterst ja am ganzen Leibe. —

Bärbchen. Ach! — Ich fürchte mich vor meinem Vater!

Sophie. Dem guten, freundlichen Alten? — Oder hast du vielleicht Ursach, ihn zu fürchten?

Bärbchen. Ach ja! Ich bin ungehorsam — der Vater hat Ursach, böse auf mich zu seyn! Sehen Sie nur; ich sollte dies (zeigt ein Billet) zu der alten Muhme bringen, und selber dort bleiben — wie ich aber das Haus in der Ferne sah, da überfiel mich eine Angst — eine Angst — ich konnte nicht aus der Stelle gehn — mußte wieder umkehren — O, noch liegt es wie ein ganzer Berg auf meinem Herzen!

Sophie. Nun — deswegen wird ja der Vater wohl nicht mit dir zürnen — du kannst ja wieder hingehn. —

(Korn kommt aus dem Hause, verbirgt sich aber, da er Bärbchen sieht.)

Bärbchen. Ja das ist es eben! Das werd ich nicht können, und wenn der Vater es noch einmal befehlen sollte — ich kann nicht hingehen. —

Sophie. Ich begreife dich nicht, lie-

bes Kind! — Warum kannst du denn nicht hingehn?

Bärbchen. O ich will Ihnen alles sagen, liebe Mamsell! — Sie sind so gut — Sie werden Mitleid mit mir haben — werden meinen Vater für mich bitten —

Sophie. Recht gern! — Was ist's denn?

Bärbchen. Ja, sehn Sie — da ist ein fremder vornehmer Herr bei uns, der sich verkleidet hat. —

Sophie (aufmerksam) und der? — Weiter, liebes Mädchen!

Bärbchen. Nun — weil er verkleidet war — so glaubt ich, daß er meines gleichen wäre, und —

Sophie. (neugierig) Geschwind, Bärbchen! Sage mir alles. —

Bärbchen. Und da sah er mich oft so lange, und so freundlich — so freundlich an, und drückte mir die Hand —

Sophie. (für sich) Ha! der Treulose! — also deswegen ist er hier?

Bärbchen. Was sagen Sie, Mamsell?

Sophie. Gar nichts! — Nur weiter! — weiter!

Bärbchen. Nun — der Vater merkte das, und sagte, es wäre besser, daß ich weggienge, eh' ich unglücklich durch ihn würde. —

Sophie. Da hatte der Vater auch sehr recht, liebes Kind! — Du mußt fort! — mußt ihn nicht wieder sehn! —

Bärbchen. Ja — sehn Sie nur! — da ich wegging, mußt ich ihm doch Adieu sagen! — und — ach! wenn ich es nur alles so wieder erzählen könnte! — Er hätte mich nicht hintergangen, sagt' er — und fiel mir um den Hals — ach! — Ich weiß nicht mehr wie mir wurde. — —

Sophie. Liebes Bärbchen! — wenn dein Glück — deine Ruhe dir noch lieb sind — so eile — eile, daß du fortkommst.

Bärbchen: Ach! — ich wollte so gern! Aber ich kann nicht! ich kann nicht!

Sophie. Aber dein Vater wird zürnen. —

Bärbchen. O, das ist es ja eben,

was mich quält! das liegt mir ja wie ein Stein in der Brust! — Helfen Sie mir bitten!

Sophie. Das kann ich nicht, Bärbchen; denn sieh: bliebst du hier, so würde der Fremde dich ohnfehlbar betrügen — würde dich unglücklich — elend machen. —

Bärbchen. O nein! liebe Mamsell, er ist so gut — so gut — wenn Sie ihn nur sehen — nur kennen möchten. —

Sophie. (sucht ihre Thränen zu verbergen) O wie sollt ich ihn nicht kennen! —

Bärbchen. Wie? — Sie kennen ihn wirklich?

Sophie. O leider! — nur zu spät. — liebes, betrognes Mädchen! — — Seine Augen sind so liebevoll — seine Worte so süß — so verführerisch. —

Fünfte Scene.

Vorige. Korn.

Korn. (tritt hervor, für sich) Nun ist's Zeit! (laut:) Bärbchen: — wo kommst du her? was machst du hier? —

Bärbchen. (mit einem leisen Schrei) ach! — (sie geht langsam auf ihn zu) lieber Vater! — seid nicht böse! — ich konnte nicht zu der Muhme gehn!

Korn. Ich befahl es dir aber!

Bärbchen Ach ja! — Ich wollte euch auch gerne gehorsam seyn! — war schon so weit, daß ich das Haus der Muhme von fern sehen konnte — aber, da wurde mir so angst — ich zitterte, und nahm das Papier aus meinem Busen, (sie nimmt es heraus, und reicht es weit von sich weg) und hätt' es so gern hingereicht — aber, ich konnte nicht hingehen Vater! — wahrhaftig, ich mußte wieder umkehren — es war, als ob der Boden vor mir brannte — ich lief. —

Korn. Verblendetes, unglückliches Mädchen! —

Bärbchen. O! — ich werde nicht unglücklich seyn — wenn ihr nur erlaubt, lieber Vater, daß ich hier wieder bleiben darf!

Korn. Eben dann wirst du es werden!

— Der Betrüger wird nicht eher nachlassen, bis du ganz elend bist. —

Bärbchen. O nein! — Er sagte: er hinterginge mich nicht!

Korn. Aber er log, indem er das sagte. —

Bärbchen. Nein! nein! — er sagte, er redete immer die Wahrheit. —

Korn. Das mußt du ihm aber nicht glauben — mußt ihn vergessen. —

Bärbchen. Das kann ich nicht!

Korn. Ja, liebes Kind! — die Zeit wird die Wunde deines Herzens heilen. —

Bärbchen. Und wenn ich noch hundert Jahre lebte, so würd' ich den Ton nicht vergessen, mit dem er zu mir sagte: Sieh' mich an Bärbchen! — — und wie er dann auf mich zu stürzte — mich an seine Brust drückte — mich küßte — (weinend) ich kann — ich kann es nicht vergessen! —

Sophie. (für sich mit tiefen Gefühl) Auch ich nicht! —

Korn. Aber mein Kind! — Höre die Warnung deines alten Vaters, der es so gut mit dir meint. —

Bärbchen. Gewiß lieber Vater! ihr irrt euch! —

Korn. Nein Bärbchen! — ich sage die reine Wahrheit! Wenn der Mann auch nicht boshaft genug ist, dich bloß verführen zu wollen; so würde selbst deine Ehe mit ihm unglücklich seyn! — Er würde dich mißhandeln — dich wie seine Dienstmagd betrachten. —

Bärbchen. O lieber Vater! ich verlange ja auch nicht mehr! Gern will ich seine Stube fegen — ihm Essen kochen — den Teller bei Tische reichen — sein Bett aufmachen, daß er weich schläft. — Er wird mich doch lieben — nicht wahr lieber Vater?

Korn. (drückt sie mit zärtlichem Feuer an seine Brust.) O mein Kind! mein Kind! — mit diesem Herzen — mit diesem Gefühle solltest du die Beute eines leichtsinnigen, von Leidenschaft geblendeten Jüng-

lings werden? — Nein! bei Gott nein! — Ich will alles anwenden, alles versuchen dich zu retten! — Komm mein Kind! in meiner hintersten Kammer will ich dich verbergen, bis die Luft um dich her wieder rein von dem Gift der Verführung ist!

Bärbchen. Vater! Vater!

(er führt sie ab.)

Sechste Scene.

Sophie.

Welch eine Entdeckung! — Er ist verloren für mich! (sie zieht den Ring vom Finger, und wirft ihn auf die Erde) Da liege! — Aber nein! (sie hebt ihn wieder auf) Er gab ihn mir zum Andenken! — ja! ja! — ich will an ihn denken! — muß an ihn denken! (Pause. Sie wirft sich auf einen Stuhl.) O Himmel! gieb mir Muth mein Schicksal zu ertragen! Aber — ja! — (sie steht auf) ja! — ich will nicht murren — will mich deinen Führungen unterwerfen! — — O die

Wünsche des Herzens! — ruhig! ruhig! — ich kenne auch eine Stimme der Pflicht! — O meine gute Mutter! ich sehe dein sterbendes Bild! — die guten Kinder, die du auf meine Seele bandest. — Mein Vater! ich will deine gütige Hand ergreifen — mich deiner Leitung überlassen!

Siebente Scene.

Sophie. Hofrath Weeber.

Sophie. O mein Vater! — gut daß Sie kommen! — Ich will Sie um Verzeihung bitten. —

Hofrath. Wie meine Tochter? was ist dir?

Sophie. Ich habe strafbar gegen Sie gehandelt! — Habe jeden ihrer Befehle mit Murren und Widerwillen befolgt. —

Hofrath. Sophie!

Sophie. O ich bitte ja um Verzeihung, mein Vater! werfe mich ganz in Ihre Arme! — Ihre väterliche Hand leite mich.

Hofrath. O meine Tochter! — (er

drückt sie an seine Brust) Du wälzest eine schwere Sorge von meinem Herzen! — Denn sieh, so gern ich auch deine Verbindung mit dem Baron sah, und so sehr ich auch überzeugt war, daß du glücklich mit ihm seyn würdest, so blutete mir doch das Herz, wenn ich dich heimlich weinen sah — — aber nun — du machst mir Freude mein Kind!

Sophie. (sucht ihre Thränen zu verbergen) mein guter Vater!

Hofrath. (den Kopf schüttelnd) Aber Fieckchen! diese Thränen. —

Sophie. Es sind Freudenthränen, lieber Vater!

Hofrath. Hm! — die weint man sonst so nicht! — Mädchen! — — doch du hast immer so deine eigne Art! — — Der kleine Gang hat mich sehr müde gemacht, hilf mir die Treppe hinauf — Fieckchen, ich will mich ein wenig nieder legen. — Hernach kannst du dem Baron entgegen gehn, er wird gleich nachkommen!

(ab)

Achte Scene.

Still. Treu (von der Seite.)

Still. Nein! — wende mir nichts dagegen ein. Es ist fest beschlossen! — Der Baron soll ein edler Mann seyn — und der gerade Weg ist immer der beste! — Ich will ihm alles entdecken. Vielleicht rett' ich auf diese Weise Sophien — ihn und mich vom Verderben!

Treu. Recht gut, nur du mußt nicht mit ihm reden!

Still. Und warum nicht?

Treu. Der Baron ist hitzig, und du —

Still. Ich werd' ihn nicht reitzen; inzwischen — wenn er mich beleidigen sollte —

Treu. So würde die Unterredung mit einem Duell schließen! — Nein, Karl! Ich übernehme den Auftrag! Mit kaltem Blute will ich mit ihm reden — aber

kommt

kommt er dort nicht selbst? Ja! ja! — Geh geschwind hinein, Karl! Ich will gleich mit ihm reden. —

Still. Gut! — Ich verlasse mich auf dich! — (Still ins Haus ab.)

Neunte Scene.

Baron. Treu.

Treu. Herr Baron! — Ich habe nicht die Ehre, Ihnen bekannt zu seyn!

Baron. In der That — — ich weiß nicht —

Treu. Stoßen Sie sich nicht an diesen Rock, Herr Baron! Ich trag ihn aus Absichten. —

Baron. Womit kann ich dienen?

Treu. Nicht für mich, Herr Baron! — Im Namen eines Freundes hab ich etwas Wichtiges mit Ihnen zu reden. —

Baron. Mit mir? — Wer ist ihr Freund?

Treu. Der Rath Still.

Baron. Rath Still? Ich kenne diesen würdigen Mann nur dem Namen nach. —

Treu. Es würde mir leid thun, Herr Baron! wenn mein Gespräch Ihnen unangenehm seyn sollte. —

Baron. Ganz und gar nicht! — Ich bitte —

Treu. Sie sind Bräutigam, Herr Baron! von Mamsell Werber?

Baron. (stutzt) Ja!

Treu. Aber mein Freund hat ältere Ansprüche auf die Mamsell! — Sie ist seit drei Jahren mit ihm verlobt!

Baron. Sophie Werber?

Treu. Dieselbe!

Baron. Aber — Sie sind in einem Irrthume, mein Herr! Sophie Werber hat mir freiwillig ihre Hand gegeben. —

Treu. Nicht freiwillig, Herr Baron! sondern durch Zwang — den härtesten Zwang ihres verblendeten Vaters. —

Baron. Herr! wissen Sie auch was Sie reden?

Treu. Sehr wohl! nicht mehr als ich beweisen kann!

Baron. Nun — und die Beweise?

Treu. Sie kennen Rath Still nicht persönlich?

Baron. Nein!

Treu. Nun so wissen Sie — er war der Kaufmann, von dem Sie vorhin den Ring eintauschten!

Baron. (schlägt sich vor die Stirn) wär es möglich?

Treu. Und sollten Ihnen da Sophiens Schrecken — ihre Thränen — ihr Erröthen und Erblassen, nicht Beweises genug seyn?

Baron. So wäre meine schreckliche Ahnung dennoch wahr! Herr! wissen Sie auch was Sie jetzt thun? Wissen Sie, daß Sie mich zum unglücklichsten Mann auf der Erde machen?

Treu. Ich that diesen Schritt, um meinen Freund von der Verzweiflung zu retten. —

Baron. Aber — — nein! Es ist nicht so — kann nicht so seyn! — Sie sind im Irrthum, oder —

Treu. Herr Baron —

Baron. Nun ja! — Sie können Recht haben! Sophie hat den Rath vormals geliebt — aber sie liebt ihn jetzt nicht mehr — sie liebt mich. —

Treu. Davon können Sie sich ja bald überzeugen!

Baron. Wodurch?

Treu. Verschaffen Sie meinem Freund eine Unterredung mit ihr, die Sie mit anhören können — die Wahrheit wird sich leicht entdecken. —

Baron. (für sich:) und wenn es nun so ist? — Wenn — wenn — — (laut:) Mein Herr! Ich will mich überzeugen! Haben Sie Recht — nun; was es meinem Herzen auch kostet — ich gebe meine Ansprüche auf! — Hat Sophie aber ihren Entschluß geändert — wird sie mich vorziehn —

Treu. So geb ich Ihnen im Namen

meines Freundes mein Wort: Rechnen Sie auf seine Discretion! Aber — — da kommt jemand die Treppe herunter — (er sieht nach der Hausthür) Geschwind, Herr Baron! — Es ist Sophie, und mein Freund folgt ihr nach! — Hieher! sie dürfen uns nicht sehn! — (ab.)

Zehnte Scene.

Sophie. Still.

Still. (kommt einige Augenblicke nach Sophien heraus, und sieht sich erst um:) Sophie!

Sophie. (kalt) Was wollen Sie, Herr Rath?

Still. (stürzt auf sie zu) Mein Gott — Sophie! kennst du mich nicht? —

Sophie. (zieht sich zurück) O leider! nur zu genau!

Still. Um Gottes Willen Sophie! was ist das? — dieser Empfang. —

Sophie. Ist gerade so wie Sie ihn verdienen!

Still. Wie ich ihn verdiene? — o Sophie! du bist in einem schrecklichen Irrthume. —

Sophie. (reißt einen Brief heraus) Ist dies Ihre Hand? — dies Ihr Siegel?

Still. Ja! — aber. —

Sophie. (schlägt den Brief aus einander) Haben Sie dies geschrieben?

Still. (liest die erste Zeile:) „Verzeihen Sie Herr Hofrath die Wärme, mit der ich" — Ja, das hab' ich geschrieben!

Sophie. Und bereuen es nicht?

Still. Nein! bei Gott nicht! —

Sophie. Nun — (sie dreht sich schnell, um ihre Thränen zu verbergen, für sich:) o so ist alles verloren! —

Still. Und der Inhalt dieses Briefes hat Sie beleidigt?

Sophie. (mit Stolz) Das ist Spott mein Herr! (sie zieht einen Ring vom Finger) Kein Andenken von Ihnen soll mein Herz hinfort entweihn — da ist ihr Ring — geben sie mir den Meinigen wieder! —

Still. Nein bei Gott nicht! — erst will ich wissen, warum ich so behandelt werde!

Sophie. Und das können Sie fragen? —

Still. Ja! — und fürchte Ihre Antwort nicht!

Sophie. Sie waren auch wohl nicht in diesem schlechten Oberrock hier, und gaben sich für jemand anders aus? —

Still. Ja mein Gott! das that ich — aber nur in der Absicht, unter dieser Verkleidung Gelegenheit zu haben, Sie zu sprechen! o Sophie! — welcher feindliche Dämon hat sich zwischen uns geworfen? — Sehen Sie mich doch an! — — Sophie! — kannst du in Ernst so deinen Karl behandeln? Ist keine Erinnerung in deinem Herzen mehr übrig, was ich dir einst war, und was du schwurst, mir ewig zu seyn?

Sophie. (sich selbst vergessend, und mit Schwärmerei:) O ja! ja! — Karl.

Still. (ergreift ihre Hand) Sophie! — Ich schwöre. —

Sophie. (wie erwachend und heftig). Nein — Mensch! Nein! schwöre nicht! Fürchte, daß die Rache des Himmels den Meineidigen verfolgt! — daß die geraubte Ruhe — daß die Thränen eines guten — betrogenen Mädchens. —

Still. (tritt zurück) Was ist das? — darüber will ich Aufklärung haben!

Sophie. Aufklärung? — Haben vielleicht die Seufzer von zwei unglücklichen Mädchen die Luft um Sie her schon so trübe gemacht, daß Sie nicht mehr sehen können?

Still. Sophie! du bist hintergangen — betrogen worden! — oder du willst selbst —

Sophie. Ei! seht doch — wie fein der Mann sich zu helfen weiß! — — — Nein, guter Freund! du hast dich selbst verrathen! — aber ich bitte dich, nimm deinen Ring zurück! — du könntest ihn bald wieder brauchen! — (Still sieht sie starr an und schweigt) Karl! — deine Augen sind mit deinem Herzen im Widerspruch!

Still. Ich beschwöre dich Sophie!

was hat man dir hinterbracht? Rede! was hat man dir gesagt?

Sophie. Von dir? o, eine Kleinigkeit! — denn nicht wahr Karl? du hast es so böse nicht gemeint? du glaubtest nicht, daß mir das Herz darüber brechen könnte, — und — ja, was kannst du davor? — Es ist ja schon so lange her! — schon drei Jahre! — doch — ich vergesse mich! —

Still. Also mit Spott will mich Sophie Entlassen?

Sophie. (wehmüthig) Nicht mit Spott, Karl! — nein! mit einer Thräne, die ich dir und meinem Schicksale weine — wir sind verloren für einander! —

Still. Verloren?

Sophie. Ja! — du folgst dem Ruf deines Herzens, und ich — ich folge dem Ruf meiner Pflicht!

Still. Ich — dem Ruf meines Herzens! — du — dem Ruf der Pflicht! — Sophie, und doch wären wir für einander verloren?

Sophie. Nun ja! — aber — laß

uns deswegen einander nicht hassen, Karl! — du bist ein freier Mann — ich gebe dir dein Gelübde zurück! und ich — ich bin — die Braut des Baron von Sternfeld. —

Still. Sophie! Sophie! Sie hätten — —

Sophie. O! ich habe — kein Herz mehr. —

Still. Sie haben wirklich. —

Sophie. Den Willen meines Vaters befolgt — Sie ließen mir ja keine Wahl übrig!

Eilfte Scene.

Vorige. Baron. Treu.

Baron. (geht auf Sophien zu, und küßt ihre Hand) Meine theure Sophie!

Still. Herr Baron. —

Baron. Ei! — sieh da! was beliebt Ihnen mein Herr?

Still. (mit unterdrücktem Schmerz) Mir Herr Baron? Ich — ich will meinen Ring wieder haben!

Baron. Wie? ist Ihnen der Tausch leid geworden?

Still. Ja ja! sehr leid. —

Baron. Das kommt ein wenig zu spät! — beim Tauschen und Heirathen pflegt man zu sagen, muß man sich vorsehen, sonst wird man betrogen. —

Still. Das ist sehr wahr, Herr Baron!

Baron. Nun — so sehn Sie sich ein andermal besser vor!

Treu. Und Sie Herr Baron?

Baron. Ich habe die Probe bestanden! (zu Sophien) Kommen Sie meine theure Sophie! wir wollen hinein gehn, vielleicht hat Ihr Herr Vater schon sein Mittagsschläfchen geendet. —

(Er führt Sophien ab.)

Zwölfte Scene.

Still. Treu.

(Still sieht starr hinter Sophien her, dann ringt er die Hände zusammen, und

sieht mit allen Zeichen des Schmerzes auf den Boden.)

Treu. (wehmüthig:) Karl!

(Still bleibt in voriger Stellung, dann richtet er die Augen in die Höhe, und ruft mit gedämpfter Stimme:) Sophie! Sophie!

Treu. (mit Feuer) Karl! Karl ermanne dich!

Still. (in seine Arme stürzend) Nur die Freundschaft ist ewig!

(Der Vorhang fällt.)

Dritter Act.

Erste Scene.

Korn. Frölig.

(an einem Tisch sitzend.)

Korn. So muß der Gevatter heute zur Kapelle?

Frölig. Ja, ist eine Trauung dort — war schon da, aber der Herr Pastor noch nicht, und da lief ich denn, weil's doch so nahe ist — ein wenig herüber, um ein Gläschen zu trinken! — (trinkt.)

Korn. Da giebts ein gutes Accidenz zu verdienen.

Frölig. Ist nicht sonderlich, Gevatter! Die Gebühren für den Gesang sind geringe, und wenn der Bräutigam nun nicht außerordentlich erfreut ist, seine Braut zu ehlichen; so giebts weiter nichts. —

Korn. Er hat wohl schon manch liebes Paar zusammengeben sehen, Gevatter!

Frölig. Wie sollt ich nicht? — und immer hab ich dabei singen müssen:

„In allen meinen Thaten
„Laß ich den Höchsten rathen" —

und der Höchste hatte doch sicherlich mit den wenigsten etwas zu schaffen! Denn da waren einige, die hatte das Geld zusammengekuppelt, andere, die hatten Menschen verkuppelt, und noch andere, die hatte die Leidenschaft gekuppelt — und alle standen denn da am lieben heiligen Altare, wie die Sünder am Hochgericht, wenn es hieß: was Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden! Was ich doch weiter sagen wollte, Gevatter — laß er mir doch noch ein Gläschen von dem Bittern geben — ist so zuträglich für den Magen!

Korn. (ruft.) Jacob! ein Glas Bittern!

(es wird gebracht)

Frölig. Warum muß mir denn heute der Jacob das Glas bringen, und nicht die

Bärbe? Habe sie heute noch nicht einmal gesehn!

Korn. Ist auch nicht zu Hause. —

Frölig. Nicht zu Hause? — So so! — ich verstehe. — Sind gewiß wieder Fremde hier, die — nun — er thut wohl daran Gevatter, daß er das liebe Kind so fein vor der Verführung zu bewahren sucht! einem jungen Mädchenherzen ist nicht viel zu trauen! — — Was ich doch noch weiter sagen wollte, Gevatter! — eine Tasse recht warmen Kaffe tränk ich wohl gerne, ehe ich zur Kappelle ginge. —

Korn. Komm er herein, Gevatter, ist alles fertig!

Frölig. So so! — recht gern. —
(ab.)

Zweite Scene.

Pierre.

Da wär ich nun! — der Baron wird freilich große Augen machen, wenn er mich sieht, da ich morgen erst nachkommen sollte

— aber, mon cher Baron! da müssen Sie schon mit einer kleinen Lüge vorlieb nehmen! 50 Rubel (er zieht ein Billet heraus) sind so leicht nicht wieder verdient! — O! es leben die klugen Köpfe! — Dies Anerbieten hab' ich doch blos meiner bekannten Pfiffigkeit zu danken! Ja! ohne meinen gut ausgedachten, und eben so gut ausgeführten pfiffigen Streich — hätte sich wohl Mamsellchen noch gar anders gesträubt! — doch hier: (er liest) „Kannst du die Heirath des Baron von Sternfeld mit dem Bürgermädchen wieder rückgängig machen, so erhälst du von mir funfzig Rubel.

Henriette von Silberberg."

O Sie silberne Frau von Silberberg! Ich sehe wohl, daß Sie mir dies ansehnliche Opfer nur darum bringen, daß wenn diese Heirath sich zerschlägt — der Baron sich über Ihr stumpfnäsigtes Töchterchen erbarmen soll. — — Nun — das mögte doch wohl nicht so leicht seyn! — aber — wer kommt denn da? ach der Monsieur Jacob!

— der

— der taugte eben, das Feld hier ein wenig zu recognosciren —

Dritte Scene.

Pierre. Jacob.

Piere. Ah bon jour Monsieur Jacob, bon jour Herzensfreundchen — wie gehts denn?

Jacob. O je Herr Peter! wo kommt er her?

Pierre. Auf der geradesten Straße! — aber cher ami, sage mir doch: ist mein Herr Baron nicht hier?

Jacob. O ja! auch der Herr Hofrath und die Mamsell! — und wenn er mich nicht verrathen will — so könnt ich ihm wohl sagen, wer noch mehr hier wäre.

Pierre. Du Herzensjunge! — kennen wir uns denn erst seit gestern, daß du Mißtrauen in mich setzest?

Jacob. Ja sieht' er — der Rath

Still ist auch hier — aber der will sich nicht kennen lassen!

Pierre. Nicht? warum denn nicht?

Jacob. Ja — ich glaube so — — ich habe so davon reden hören — er will die Mamsell diese Nacht fortbringen!

Pierre. Was? die Mamsell fortbringen? entführen? Herzensbrüderchen! (er umarmt ihn.) Für die Nachricht muß ich dich küssen!

Jacob. O ja — Herr Pierre — er wird mich doch nicht verrathen — daß ichs gesagt habe?

Pierre. Bei Leibe nicht! — (bei Seite) Vortrefflich! —

Jacob. Ja Herr Pierre — er ist doch mein bester Freund!

Pierre. Das versteht sich, Herzensjunge! kann ich dir worinn dienen?

Jacob. O ja! — ich wollte ihn um Rath fragen. —

Pierre. Laß hören!

Jacob. Ja — noch vor dem Herrn Rath Still kam schon ein fremder vor-

nehmer Herr hier an, der hat sich verkleidet —

Pierre. So? wie heißt er denn?

Jacob. Das weiß ich nicht — aber er kennt doch die Bärbe — Herr Peter! — des Herrn Wirths Tochter?

Pierre. Was sollt ich nicht — wo ist sie denn?

Jacob. Ja — der Fremde will —

Pierre. Nun? — will sie doch nicht auch entführen?

Jacob. (traurig) Bärbe sagt, er will sie heirathen! —

Pierre. Ei — das ist ja allerliebst! — und — was geht denn das dich an?

Jacob. (verlegen) Ja — Herr Peter — ich —

Pierre. Nun? — du?

Jacob. Ich — — ich wollte —

Pierre. (im komischen Tone) Sie auch heirathen! — Nicht wahr? hab' ichs nicht getroffen?

Jacob. Ja wahrhaftig! Ich bin ihr recht gut!

Pierre. Und da soll ich dir einen Rath geben, wie du dir den ungebetenen Nebenbuhler vom Halse schaffst — nicht wahr?

Jacob. Ja, lieber Herr Peter!

Pierre. Höre, Freund! das ist dir ein verzweifelt Stück Arbeit!

Jacob. Ja — wenn er daran zweifelt —

Pierre. So meyn' ichs nun eben nicht! — Aber vor allen Dingen muß ich wissen; wen Bärbchen von euch lieber hat, dich oder den Fremden? —

Jacob. Ja dies ist es eben, Herr Peter! — Wenn ich zu ihr sage: Bärbchen! ich bin dir gut! — so lacht sie, und sagt: du bist ein Narr! — Von dem Fremden hat sie sich aber küssen lassen!

Pierre. Das ist übel! — sehr übel! — Da wäre also kein andrer Rath, als den Fremden über Hals und Kopf zum Hause hinaus zu schaffen. —

Jacob. Wenn das angienge! —

Pierre. Wenn ich nur wüßte, wer er wäre? wie er hieße?

Jacob. Höre er, lieber Herr Peter! will er etwa auf sein Zimmer gehn? Er ist ausgegangen und hat die Thüre verschlossen, aber (leise) ich kann sie doch aufmachen — es liegen viele Papiere und Briefe auf dem Tische —

Pierre. Ei, das ist ja scharmant! — Da werden wirs gewiß erfahren!

Vierte Scene.

Vorige. Frölig.

Frölig. Gott grüß euch!

Pierre. Servitör! — (für sich) wo der Teufel den verdammten Kerl hieher führt! —

Frölig. Jacob! haben wir noch Ostwind?

Jacob. Ja!

Pierre. (für sich) Gottlob! Er scheint mich nicht zu kennen!

Frölig. (für sich) den Menschen muß ich kennen. — (laut) Wo geht die Reise hin, guter Freund?

Pierre. (für sich) Er wird aufmerksam! — Am besten, ich gehe! —

Frölig. Ich frage, wo die Reise hingeht?

Pierre. Vor itzt — in die Wirthsstube! (ab.)

Fünfte Scene.

Frölig, Jacob.

Frölig. Jacob! — Wer ist der Mensch?

Jacob. Je Herr Schulmeister! Kennt er den nicht? Das ist ja Herr Peter, der Kammerdiener des Herrn Baron von Sternfeld!

Frölig. So! — Wie lange ist er denn wohl bey dem Baron in Diensten?

Jacob. Das weiß ich genau! — Er kam hier zum erstenmal her, wie wir das neue Dach machten, und das war Johan-

nis — — nein Ostern — das war —
— ja, nun hab ichs doch vergessen! —

Frölig. Nun — nun! — — Geh nur! (Jacob ab.)

Sechste Scene.

Frölig.

Wahrhaftig er ist es! — Seine Züge werden mir immer bekannter — es ist derselbe Kerl, der vor einigen Jahren dem Baron Habe mit tausend Rubeln durchging! — Wenn ich den Gaudieb festnehmen ließe, eh' er noch mehr Verbrechen begeht? — Ja! ja! — der Amtsvoigt ist mit in der Kapelle — er soll mir nicht entkommen! (ab.)

Siebente Scene.

Sophie. Korn.

Sophie. Ich bin bei eurer Tochter gewesen, lieber Alter! hab' ihr ein wenig Gesellschaft geleistet.

Korn. Das lohne Ihnen Gott, liebe Mamsell.

Sophie. Lieber Mann! Bärbchen sagt mir, daß ihr ein alter Freund von Rath Still seid.

Korn. Das bin ich!

Sophie. Er hält sich noch hier auf?

Korn. Ja!

Sophie. Sagt mir doch, warum ist er hier?

Korn. Haben Sie ihn denn nicht gesprochen?

Sophie. Ja — aber — ein unglückliches Mißverständniß — ich habe ihn beleidigt — sehr beleidigt. —

Korn. Sie haben ihn beleidigt?

Sophie. Ach, seht nur — ich sprach mit eurer Tochter, als sie vorhin zurückkam — sie erzählte mir von einem verkleideten Herrn hier. — Ich wußte nicht — glaubte nicht — daß sonst noch jemand hier sey. —

Korn. Und da spielte Ihnen die Eifersucht einen garstigen Streich! — Wie

konnten Sie aber den Mann in Verdacht haben — — er liebt Sie so unaussprechlich. —

Sophie. Und ich hab' ihn so unaussprechlich beleidigt! Gott! wenn es möglich wäre, das wieder gut zu machen! — Wenn ich ihn nur noch einmal sprechen — ihm erklären könnte —

Korn. Das wird schwer seyn! — er kam vorhin als ein Verzweifelnder ins Haus, bestellte eilend seinen Wagen, und ging, um niemand mehr zu sprechen, mit seinem Freunde dort ins Wäldchen spatzieren.

Sophie. O, so ist alles verloren!

Korn. Liebe Mamsell! erlauben Sie einem alten Mann, Ihnen die Wahrheit zu sagen! — Ich habe Sie gekannt, da Sie noch an der Brust Ihrer Mutter lagen — habe Sie oft auf meinen Armen in den Wagen getragen, und da Sie sprechen konnten, nannten Sie mich oft: lieber Vater! — darf ich Ihnen die Wahrheit sagen?

Sophie. O ja, lieber Mann — alles!

Korn. Nun — Sie sind auf dem Wege, eine sehr unglückliche Frau zu werden!

Sophie. Das ist sehr wahr!

Korn. Und nehmen Sie mirs nicht übel — Sie sind selbst Schuld daran. —

Sophie. O das fühl ich selbst! — Ich hätte mich nicht sollen durch einen Brief von dem Mann beleidigen lassen — dessen Herz ich schon Jahre kannte — hätte dem Befehl meines Vaters meine ältere — heiligere Pflicht entgegen setzen sollen — aber ich war beleidigt — ich schämte mich. —

Korn. Aufrichtig zu seyn, und deswegen sind sie unglücklich.

Sophie. O ich will es noch wieder gut machen — will meinem Vater und dem Baron alles entdecken. —

Korn. Das wäre zu spät! — Rath Still geht, und kehrt zu Ihnen nicht wieder! Sie haben sich vor seinen Augen dem Baron in die Arme geworfen — das verzeiht ein Mann wie er — niemals — und der Baron, lassen Sie ihm ja die Ge-

schichte dieses Rings ein ewiges Geheimniß bleiben!

Sophie. Ihr erschreckt mich — warum? —

Korn. Nun — den Baron machen seine Jahre und die Erinnerung seiner Jugend vielleicht — ein wenig mißtrauisch — und — — liebe Mamsell, auch Sie wird das Bewußtseyn dieses Geheimnisses duldsamer bei den Launen ihres künftigen Gemahls machen — damit auch er Nachsicht mit ihren heimlichen Thränen haben möge. —

Sophie. Um Gottes willen! Guter Mann, habt Mitleid! — Welch eine Zukunft mahlt ihr mir da!

Korn. Keine andre, als die Ihrer wartet! — Doch verzweifeln Sie darum nicht — Mutterfreuden und Mutterliebe werden Sie für die verlornen Freuden der Gattin schadlos halten. —

Sophie. (setzt sich) O mein Karl! mein Karl! (Treu kommt von der Seite und geht schnell über die Bühne ins Haus)

Sophie. Wer war das?

Korn. Der Freund des Rath Still — er wird einpacken —

Sophie. Derselbe, von dem Bärbchen erzählte?

Korn. Derselbe!

Sophie. Guter Mann! Ihr habt mir Wahrheit gesagt — jetzt ist die Reihe an mir — dieser Mann und eure Tochter sind auch verlobt —

Korn. Nein! nein! — Das sind sie nicht!

Sophie. Freilich, durch Worte, durch Ringe nicht — aber was mehr als dies alles — was fester — unzerbrechlicher ist — durch ihr Herz —

Korn. Ach! —

Sophie. Macht ihre Zukunft nicht unglücklich!

Korn. Wahrhaftig, Mamsell! Ist etwas fähig, die Besorgnisse bey dieser Verbindung aus meinem Herzen zu verdrängen — so ist es Ihr Anblick —

Sophie. Nun dann: bei meinem Unglück! — Laßt den Mann nicht reisen!

Korn. Ja, reisen soll er! Ist es Ernst mit seiner Liebe, nun — so wird er schon wieder kommen; kann er Bärbchen aber so leicht vergessen, daß er nicht wieder kehrt —

Sophie. Wenn er aber denkt, wie sein Freund, und da nicht wieder kehrt, wo er einmal fort gewiesen ist —

Korn. O — das ist ein Unterschied! —

Achte Scene.

Vorige. Treu.

Treu. (bestürzt und heftig) Lieber Korn — wen habt ihr vorige Nacht beherbergt?

Korn. Vorige Nacht? — fünf — bis sechs Menschen, reisende Handwerker, Soldaten und dergleichen —

Treu. Habt ihr keinen gekannt? — Sie haben gestohlen!

Korn. Mein Gott! Sie erschrecken mich — wie ist das möglich? —

Treu. Ich gieng heute früh aus, um den schönen Morgen zu genießen — die Menschen schienen noch zu schlafen, da ich durch den Saal gieng — Sie müssens aber doch gemerkt und die Thür erbrochen haben, ob ich sie gleich verschloß — auch mein Pult ist geöffnet, und meine Brieftasche ist fort! — — wir müssen ihnen nachsetzen. —

Korn. Das ist unmöglich! Denn von diesen Menschen gieng der eine hier — der andre dorthin — haben Sie viel verloren?

Treu. O viel! sehr viel! — mehr als ich verlieren kann! Fünftausend Rubel fremdes Geld — der Bestand einer Kasse, den ich in einigen Tagen abliefern soll.

Korn. (schlägt die Hände zusammen) O ich unglücklicher Mann! — ich muß es ersetzen! — Der saure Erwerb von vierzig Jahren — er ist hin — auf einmal hin! —

(geht hinein.)

Neunte Scene.

Sophie. Treu.

Sophie. Der Verlust wird doch zu ersetzen seyn?

Treu. Für mich? nein! Es war fremdes Geld — man wird hart — unerbittlich mit mir umgehn, — weil ich weder kriechen noch betteln kann! — Ich werde mein Amt verlieren — man wird mich wohl gar gefänglich einziehn —

Sophie. Gott! — das ist sehr hart!

Treu. Und ich bin sehr unglücklich!

Sophie. Aber — könnte Ihnen vielleicht eine andre Nachricht Freude machen?

Treu. Und welche?

Sophie. Ich kenne Ihre Verhältnisse mit Bärbchen.

Treu O — erinnern Sie mich daran nicht! — Dies macht meine Lage noch trauriger —

Sophie. Wenn ich Ihnen aber sage,

daß das Mädchen Sie herzlich liebt — daß sie wieder hier ist —

Treu. Hier ist? — O wäre sie lieber weit entfernt —

Sophie. Wenn auch selbst der Alte anfängt, von seinem Eigensinn abzustehn?

Treu. Dann bin ich vollends unglücklich!

Sophie. Ich begreife nicht —

Treu. O! — ich bin jetzt ein Bettler! — man wird mich einziehn — wohl gar als einen Verbrecher bestrafen — — wie kann ich in dieser Lage an Bärbchen denken, ohne zu verzweifeln!

(geht schnell ab.)

Zehnte Scene.

Sophie.

(sie sieht ihm traurig nach) Armer Unglücksgefährt! — O warum ist doch unser Herz immer mit sich selbst im Widerspruch! — Ich sähe so gern alle Menschen glück-

glücklich — und doch — warum drückt die Last minder schwer, — warum geht sichs leichter auf dem dornigten Pfade des Elends — wenn man sich an einen Gefährten lehnen kann! — Wie gern möcht ich ihn zum Freund haben! — Ich will ihm nachgehn — will ihm meine Freundschaft anbieten — vielleicht begegn' ich in der seinigen dem Herzen meines Karls wieder! (ab.)

Eilfte Scene.

Baron von Sternfeld.

(kommt nachdenkend aus dem Hause) Daß meine Ahnung mich getäuscht hätte — aber nein! — Ich bin erwacht von dem glücklichen Traume — ewige Vorsicht! warum schlief ich nicht mit ihm auf immer ein! — Der unglückliche, aber nein — der glückliche Zufall! Er hat mir die Augen noch zu rechter Zeit geöffnet. Anfangs überraschte mich zwar die Freude, daß sie

mir den Vorzug gab — aber recht überlegt; warum that sie es? — weil ein Zwist über einen Brief mit dem Mann ihrer Liebe sie entzweyt hatte — weil ihr Vater befahl? — O dieser Befehl, den sie jetzt so willig befolgt — wird ihr hart und tyrannisch dünken, wenn der Zorn über jenen Zwist verflogen ist! — Die Liebe zu ihm wird zurückkehren — sie wird seine blühende Jugend und meine grauen Haare mit einander vergleichen. —

Zwölfte Scene.

Baron. Pierre.

Baron. Wo kommst du her, Pierre? Solltest du nicht erst morgen nachkommen?

Pierre. Ja, Herr Baron! — aber eine wichtige Nachricht. —

Baron. Von wem? — Es ist doch kein Unglück. —

Pierre. Nein! — Aber von Mamsell Werber. —

Baron. Was weißt du von ihr?

Pierre. Nun — Ihr Gnaden müssen mir's aber nicht übel nehmen! — Da bekam ich diesen Morgen einen Besuch von einem Menschen, der bei dem Rath Still gedient hat. —

Baron. Schweig! — was du weiter sagen willst, weiß ich schon. —

Pierre. Das wissen Ihr Gnaden schon?

Baron. Gewiß!

Pierre. Nehmen Sie mir's nicht übel — Ihr Gnaden wissen es nicht. —

Baron. Doch, doch —

Pierrre. Und Sie wären so ruhig dabei, wenn Sie wüßten, daß der Rath hier ist, und daß er künftige Nacht mit der Mamsell auf und davon gehn wird?

Baron. Schurke! — wenn diese Lüge noch einmal über deine Lippen kömmt. —

—(Pierre zieht sich zurück)

Baron. (sich vor die Stirn schlagend) Dahin wär es also schon gekommen? —

die Geschichte bekannt, auf den Zungen der Domestiken, mit all' den Zusätzen verbrämt, die die Schmähsucht so gern erfindet. — — (Pause) O! Sophie — warum mußtest du Hofnungen in mir erwecken, deren Verlust mir so bitter ist! —

Pierre. (vor sich) Wie das zugegangen ist, weiß ich am besten. —

Dreizehnte Scene.

Vorige. Hofrath.

Hofrath. Ei! ei! — wo bleiben sie denn alle — wo ist meine Tochter? lieber Herr Schwiegersohn. —

Baron. Herr Hofrath! ich fürchte — daß ich diesen mir so theuern Namen nicht erhalten werde. —

Hofrath Was?

Baron Warum verbargen Sie mir aber, was Sie doch unstreitig wissen mußten?

Hofrath. Und was denn?

Baron. Daß das Herz Ihrer Tochter nicht mehr frei war!

Hofrath. Nicht mehr frei war?

Baron. Nein! ihre Thränen fließen — ihrer Liebe! — mir gab sie gezwungen ihre Hand. —

Hofrath. Gezwungen? — Wer war der Niederträchtige, der mich und meine Tochter so verläumdet hat?

Baron. Nicht doch Herr Hofrath! — der Rath Still. —

Hofrath. Aha! — diese Jugendtändelei hat man Ihnen hinterbracht?

Baron. Keine Jugendtändelei! — die ernsthafteste Sache von der Welt. —

Hofrath. Verläumdung sag' ich! — welcher Bösewicht dürft' es wagen. —

Baron. Kaltblütig, Herr Hofrath! — Untersuchen Sie — überzeugen Sie sich. —

Hofrath. Das will ich! — wo ist meine Tochter? sie soll sich verantworten — wo ist sie?

Pierre. Die Mamsell ging eben den Weg hier unter den Bäumen hinauf. —

Hofrath. Lauf — ruf sie geschwind her! —

(Pierre ab.)

Baron. Nur ohne Heftigkeit, Herr Hofrath! — schonen Sie des guten Mädchens — sie leidet ohnedies genug. —

Hofrath. Sie werden sich überzeugen, daß Sie hintergangen sind — sie ist unschuldig — ich bin unschuldig! — Was? gezwungen hätt' ich sie? nein! gerathen hab' ich ihr, gerathen als Vater, und sie hat freiwillig gewählt — Sie werden's hören!

Baron. Ich habe gehört!

Hofrath. Aber haben Unwahrheiten gehört! — Verläumdungen! — doch dort kömmt sie selbst! — Fieckchen!

Vierzehnte Scene.

Vorige. Sophie.

Hofrath. Meine Tochter! — komm her! verantworte dich. —

Sophie. (erschrocken) wie? mein Vater! —

Hofrath. Verantworte dich, eh' ich dir fluchen muß!

Baron. Sanft lieber Hofrath! sanft! — Theure Sophie! verzeihen Sie mir diesen Auftrit — aber Ihr — mein eignes Glück machten ihn nothwendig! — Antworten Sie mir aufrichtig, liebes Mädchen! Haben Sie nicht den Ring mit dem Souvenir diesen Mittag aus den Händen des Rath Still erhalten?

Sophie. (bedeckt ihr Gesicht mit beiden Händen) Ja! —

Hofrath. Was? der Kaufmann war —

Sophie. War mein Karl!

Hofrath. Aus meinen Augen! — Fort! — ungerathnes Geschöpf! —

Sophie. (will sich vor ihm niederwerfen) Mein Vater! hören Sie mich!

Hofrath. (stößt sie zurück) Fort aus meinen Augen — du bist meine Tochter nicht mehr. —

Sophie. Um Gottes willen hören Sie mich!

Baron. Noch einmal Herr Hofrath! mäßigen Sie sich! — denn Sie, Sie haben die mehreste Schuld. —

Sophie. Verdammen Sie mich wenigstens nicht ungehört! — Sie wußten meine Liebe zu dem Mann — wußten, daß sie ewig dauern würde — nur eins ließ mich die Furcht vor ihrem Unwillen verschweigen. —

Hofrath. Was war das?

Sophie. Wir waren schon mit einander durch Eide verbunden. —

Hofrath. Sophie! Sophie! — was muß ich an dir erleben! —

Sophie. Der unerklärliche Brief des Rath Still, in der Folge — ihr strenger Befehl — sogar ihre Bitten — meine warme, innige Hochachtung für die Verdienste des Herrn Barons — ich war meiner selbst nicht mächtig; — (zu dem Baron) Ich gab Ihnen meine Hand — mein Herz konnt' ich nicht mehr vergeben!

Baron. Ihr Geständniß ist offenherzig und wahr — Sie sind in meinen Augen gerechtfertigt —

Sophie. O dann bin ich weniger unglücklich, wenn ich Ihre Achtung — ihre Freundschaft nicht verliere —

Baron. Nein, Sophie! — Aber (er küßt ihre Hand mit tiefem Gefühl) zum letztenmal! — (er küßt ihr auf die Wange) Sophie! — das Glück, Ihr Gatte zu werden, hat mir das Schicksal versagt — — Ich will der Stöhrer Ihrer Liebe — Ihres Glücks nicht seyn! — Freiwillig geb' ich Ihnen Ihr Versprechen — Ihre Hand zurück! — (er dreht sich schnell um, und trocknet sich die Thränen ab.)

Hofrath. Herr Baron! — Um Gottes willen! — Ich bin ein unglücklicher Vater!

Baron. Das sind Sie nicht! — Sophie ist Ihre Tochter — und Still ein edler Mann! —

Sophie. (ergreift seine Hand) Edler — großmüthiger Freund! wie soll ich Ih-

nen danken? — O! verlassen Sie mich jetzt in dieser schrecklichen Stunde nicht! Helfen Sie mir die Vergebung meines Vaters erflehen!

Hofrath. Nein! — du hast mich unglücklich — elend gemacht! — hast mich aus meinem Himmel gerissen — meine süßesten Wünsche zerstört — meine Hoffnungen vernichtet — den Abend meines Lebens verbittert —

Sophie. Barmherzigkeit, mein Vater!

Hofrath. Ich will mich von dir losreißen — will nichts mehr von dir wissen! — Du kannst zu deiner Tante zurückgehn, wo der Ungehorsam gegen deinen Vater begann — meine kleinen Kinder — ich selbst — wir wollen uns der Barmherzigkeit fremder Leute empfehlen — eine fremde Hand soll mein Auge zudrücken — meine Tochter hat mich verlassen! —

Sophie. (fällt auf die Knie) Mein Vater! — brechen Sie mir das Herz nicht!

Baron. (wendet sich weg) Ich wähnte

mich so stark — und bin so schwach! — die Bilder meiner verlornen Freuden schweben vor meiner Seele — und mein Herz blutet. —

Funfzehnte Scene.

Vorige. Still. Treu.

(Sophie steht auf, und zieht sich ein wenig zurück.)

Still. (vor sich) So kann ich den Anblick doch nicht vermeiden! —

Baron. Gut, Herr Rath! gut daß Sie kommen! (er faßt ihn bei der Hand, und führt ihn gegen Sophien:) Vergeben Sie mir! ich habe unwissend eine Zeitlang ihre Ruhe — ihr Glück — ihre Liebe gestöhrt — ich entsage! — ich gebe Ihnen ihre Braut zurück — — Sie ward Ihnen nicht ungetreu!

Still. Herr Baron! — (nach einer Pause) Ist das edel, ist das großmüthig gehandelt? — Sie wurden mir vorgezogen — erinnern sie sich der Abrede mit mei-

nem Freunde hier — — oder, bei Gott! ich werde Sie daran erinnern.

Baron. O ruhig! ruhig! — ich bin in einer schrecklichen Stimmung! — mein Blut braust — ich bin hier nichts mehr nütze! (er will fort, wendet sich aber schnell zu Sophien, und ergreift ihre Hand) O Sophie! Sophie! — theures Mädchen! — — Leben Sie wohl! — Ihrem Besitz entsag' ich mit blutendem Herzen — aber ihrer Freundschaft bin ich werth! — (ab.)

Sophie. (ihm nach) Herr Baron! Um Gottes willen — bleiben Sie noch! —

Sechszehnte Scene.

Hofrath. Sophie Still. Tren.

Still. Was war das? —

Hofrath. (nach einer Pause) Sie sind also Rath Still?

Still. Der bin ich. —

Hofrath. So sehen Sie hier: Meine Tochter — elend, mit Schande überhäuft

— und hier: Einen alten verlaßnen — betrognen Vater — in Thränen — — das ist Ihr Werk! —

Still. Nein Herr Hofrath — es ist Ihr Werk! — Warum verwandelten Sie die sanften Rechte eines Vaters in den Zwang eines Tyrannen — gaben Ihre Tochter wider ihren Willen und gegen ihre Thränen einem Mann, bey welchem Ihr Eigennutz seine Rechnung fand! — Doch; Sie sind Sophiens Vater — ich breche ab! — Aber — (sich gegen Sophien wendend) Mamsell! — so wie die Sachen jetzt stehn — zwingt mich meine Ehre — zu entsagen! — — Geben Sie mir meinen Ring wieder — hier ist der Ihrige! — Eben der Ring, Sophie, den Sie mir an jenem schönen Abend gaben, wo Sie vor dem Angesicht des Himmels gelobten: mir ewig treu zu seyn! — Sophie! — diese Ewigkeit — — o wer hätte damals geglaubt, daß sie so bald verfließen würde! — (während dieser Rede zieht sich der Hofrath nach-

denkend auf die Seite, und wendet Sophien den Rücken zu.)

Sophie. Hören Sie auf — ich ertrag es nicht! —

Still. Damals! — — ja damals! — Ich sahe in meine Zukunft nicht anders, als wie der sterbende Gerechte in sein besseres Leben blickt — seine Hoffnungen — seine Erwartungen sind endlos — — — (schnell) Mein Paradies hat sich in eine Hölle verwandelt, da — nehmen Sie! nehmen Sie — (er reicht ihr einen Ring hin.)

Sophie. (nimmt ihn, und zieht einen andern vom Finger, den sie ihm zurück giebt:) Ich verdiente ihn nicht! — (sie wirft sich auf einen Stuhl, legt sich mit dem Kopfe auf den Tisch und weint.)

Still. (nach einer Pause, da er sie mit stummem Schmerz betrachtet hat:) O Sophie! — wäre nicht Verstellung die Mutter dieser Thränen! —

Sophie. Nein! Nein! —

Still. (sich wegwendend) Ich habe Sie in den Armen des Barons gesehn! —

Sophie. O Gott! —

Treu. Karl! — sey nicht ungerecht!

Still. Ich war es nie weniger —

Treu. Sophie liebt dich noch!

Still. Und ist sie mir denn gleichgültig? — O! von ihrem Besitz hieng das Glück meines Lebens ab! — — — Sie ist verloren für mich! —

Treu. Karl, du bist ungerecht!

Still. Schweig, Freund! — Alles ist dahin! Ich will fort — fort von hier! — Will mich in den Strohm der Welt stürzen — damit man meine Thränen nicht sieht — meine Seufzer nicht hört — — leb wohl Sophie! — (schnell ab.)

(Treu folgt ihm langsam nach, der Hofrath wendet sich um und betrachtet seine Tochter mit Mitleid — dann ruft er mit

sanfter Stimme: Sophie! — Sie springt schnell auf, und stürzt mit dem Ausruf: Mein Vater! zu seinen Füßen. Er hebt sie auf und drückt sie stumm an seine Brust.) —

(Der Vorhang fällt.)

Vierter Act.

Erste Scene.

Bärbchen.

(Sie ist beschäftigt, mit einem Tuche die Tische zu reinigen.)

Was der Vater nur darunter haben mag! — erst sagt er: Ich soll ihn nicht ansehn — schickt mich fort — sperrt mich ein! und nun: ich soll recht freundlich gegen ihn seyn — soll mit ihm reden — — o gewiß! nun sieht es der Vater ein, daß er es aufrichtig mit mir meint — daß er gut ist, und mich nicht hintergeht! — Wie er sich freun wird, wenn er das hört! — aber horch! wer kommt da? ob er es wohl seyn mag?

Zweite Scene.

Bärbchen. Jacob.

Bärbchen. (für sich) Ach — der konnte auch nur wegbleiben!

Jacob. Bärbchen!

Bärbchen. Nun — was willst du?

Jacob. Liebes Bärbchen! — bist du böse?

Bärbchen. Je — warum sollt ich denn böse auf dich seyn? du hast mir ja nichts zu leide gethan?

Jacob. Ja, aber — bist du mir auch ein wenig gut?

Bärbchen. Frägst du schon wieder so albern?

Jacob. Ach — ich bin dir aber so gut — liebes Bärbchen! ich — ich liebe dich!

Bärbchen. Das kannst du nur bleiben lassen!

Jacob. Ja, das sagst du immer! — aber ich weiß wohl was ich weiß —

Bärbchen. Nun — was weißt du denn?

Jacob. Ja — wenn der Fremde nicht wäre — aber er muß fort!

Bärbchen. So?

Jacob. Fort, sag' ich, den Augenblick —

Bärbchen. Woher weißt du denn das, Jacob?

Jacob. Ja, und sie werden ihn noch über das ins Gefängniß werfen —

Bärbchen. Das ist nicht wahr! — Du lügst!

Jacob. Nein, Bärbchen! Ist ihm doch alle sein Geld gestohlen —

Bärbchen. Was? sein Geld gestohlen?

Jacob. Ja — und nun kömmt er ins Gefängniß!

Bärbchen. Ach — du weißt viel was du sprichst.

Jacob. Wahrhaftig, Bärbchen, es ist wahr! — Ich hab' es mit meinen eige-

nen Ohren gehört, wie Herr Korn es dem Herrn Hofrath erzählte, und wie er sagte, daß er gewiß ins Gefängniß käme —

Bärbchen. Gott! — wenn das wahr wäre!

Jacob. (naht sich) Nun — Bärbchen, glaubst du noch, daß er dich heirathen wird?

Bärbchen. Schere dich deiner Wege! — (sie will ins Haus gehn, Treu kommt ihr entgegen.)

Dritte Scene.

Vorige. Treu.

Bärbchen. Ist es wahr, Herr Treu, ist Ihnen Ihr Geld gestohlen?

Treu. Ja, Bärbchen, leider!

Bärbchen. O mein Vater muß es Ihnen wieder geben — der hat viel Geld!

Treu. Nein, dein Vater muß das nicht —

Bärbchen. O ganz gewiß! Mein Vater ist ein guter Mann, er giebt Ihnen

gewiß Geld wieder, wenn Sie es nöthig haben! — Er hat schon so manchem geholfen —

Treu. Gutes Kind! dein Vater braucht sein Geld selbst so nothwendig —

Bärbchen. Ja — das ist auch wahr! — (sie besinnt sich) Aber — ja — ich will — (freudig) ja ja — wahrhaftig das geht an! — (sie läuft ins Haus)

Vierte Scene.

Treu. Jacob.

Treu. Bärbchen! — Was wird sie nun machen? (er setzt sich nieder) Gott! deine Fügungen sind schwer — so nahe am Ziel meiner Wünsche — am Gipfel meines Glücks — und so schnell — in einen bodenlosen Abgrund gestürzt! —

Jacob. (für sich) Der spricht gar mit sich selbst! —

(geht zur Seite ab.)

Fünfte Scene.

Treu. Bärbchen.

Bärbchen. (sie springt aus dem Hause, hat eine Sparbüchse und klappert mit Geld) Hier — hier haben Sie Geld! — Wahrhaftig ich brauch es nicht, ganz und gar nicht — und geb es so gern!

Treu. Gutes Kind! (er drückt ihre Hand an sein Herz) Ich kann dein Geld nicht nehmen!

Bärbchen. Wahrhaftig, ich brauch es nicht; so wie es hier ist, hab ich es von meiner seligen Mutter geerbt. — — Es sind dreißig Thaler, lauter Pathenstücke — — nehmen Sie es an!

Treu. Nein, Bärbchen! und wenn ich es auch nähme, es reichte doch nicht zu, meine Schuld zu bezahlen —

Bärbchen. Ist es denn so viel?

Treu. Fünftausend Rubel?

Bärbchen. (erschrocken) das ist schlimm!

Treu. Sehr schlimm! — Aber was noch schlimmer ist, Bärbchen, wir müssen uns trennen —

Bärbchen. Was? So ist es doch wahr — Sie wollen fort? —

Treu. Ja, liebes Mädchen, ich muß! — Werde dich vielleicht nicht wieder sehn!

Bärbchen. (ergreift seine Hand) Nein — so werden Sie nicht reisen —

Treu. Ich werde dich nie vergessen, Bärbchen, werde oft — werde immer an ich denken!

Bärbchen. (freudig) O das ist schön! — dann werden Sie bald wieder kommen — nicht wahr? — und — (herzlich) sehen Sie, so lange Sie weg sind, werd' ich traurig seyn —

Treu. (für sich) Wie ertrag ich das!

Bärbchen. Werden Sie auch traurig seyn, wenn Sie weg sind?

Treu. Ja! — sehr traurig!

Bärbchen. Aber ist es denn wahr, was Jacob sagte, Sie würden ins Gefängniß kommen?

Treu. Vielleicht —

Bärbchen. O das ist traurig! — da ist es kalt und dunkel —

Treu. In den düstern Mauern, Bärbchen! — da werd' ich an dich denken — an dein gutes vortreffliches Herz, an deine herzliche Liebe — und es wird mir wohl seyn!

Bärbchen. (weinend) Ach ins Gefängniß! —

Sechste Scene.

Vorige. Korn.

Korn. (hat ein Papier in der Hand) Lieber Herr Treu! — Sie haben Ihr Geld durch meine Schuld verloren — ich muß es ersetzen! —

Treu. Nein, lieber Mann! was könnt ihr davor, wenn sich Diebe in euer Haus schleichen —

Korn. Ach — ich wußte, daß das Schloß an Ihrer Thüre nicht fest stand —

daß jeder es öffnen konnte — und — ich habe Sie nicht gewarnt!

Treu. Das war sehr unvorsichtig!

Korn. Aber darum will ich auch ersetzen! — Zwar so viel Geld hab ich nicht — aber mein Haus, alles was ich habe — nehmen Sie diese Schuldverschreibung an! — Man wird damit zufrieden seyn, man kennt mich —

Treu. Nein, guter Mann! ich nehme sie nicht —

Korn. Aber ich weiß was Ihnen bevorsteht — man wird unbarmherzig — grausam mit Ihnen umgehn —

Treu. Eben so unbarmherzig — eben so grausam würd' ich seyn, wenn ich euer Geschenk annähme! — — Euer Alter vielleicht dem Mangel und der Sorge aussetzte —

Korn. O fürchten Sie das nicht! — Ich habe noch Kräfte — kann wieder erwerben — kann arbeiten — mein Bärbchen kann arbeiten —

Bärbchen. O ja, ja! — ich will

arbeiten, daß mir das Blut aus den Nägeln quillt! — (sie ergreift Treu's Hand) O nehmen Sie! — Ich arbeite so gern für meinen Vater und für Sie —

Treu. (nimmt das Papier, zerreißt's und wirft's auf den Boden) Wenn ich das nehme — so soll mich Gott verdammen!

Korn. Herr, was thun Sie? — — doch, edler Mann! wie hab ich Sie verkannt! — Ich hielt Sie für einen leichtsinnigen Jüngling — und Ihre festen Grundsätze bringen mich in Erstaunen! — Aber lassen Sie mich machen — ich bin eigennütziger, wie Sie denken! Ich weiß Ihr künftiges Schicksal — Sie werden unglücklich seyn — und ich — ich werde das Bewußtseyn haben — daß Sie es durch meine Schuld sind! — Ich will mir ja bloß mit meinem Gelde Ruhe für mein Herz erkaufen — o nehmen Sie —

Treu. Nein! —

Korn. Unter keiner Bedingung?

Treu. Unter keiner!

Korn. Auch dann nicht, — wenn

mein Bärbchen es Ihnen zur Mitgabe bringt? — Sie ist meine einzige Erbin!

Treu. O Gott!

Korn. Komm, Bärbchen! Komm, mein Kind! — hilf mir bitten! — Sage dem Herrn, was du mir vorhin sagtest: daß du zufrieden bist, wenn er dir auch wie seiner Dienstmagd begegnet — daß du ihm gern bei Tisch den Teller reichen — ihm des Abends — — —

Treu. Haltet ein! — um Gottes willen — haltet ein! — Ich bin auf der Folter! (er wirft sich auf einen Stuhl.)

Bärbchen. Heinrich! — es ist Bärbchen, die dich bittet! (sie sieht ihn starr an, und wendet sich erschrocken zu Korn) Vater! Vater was ist das?

Korn. Der Mann ist stolz! — (indem er sie an sich drückt) Er will dich nicht zum Weibe haben!

Treu. (springt auf) Wenn ihr das glauben könntet! Wenn ihr das könntet —

Korn. Ueberzeugen Sie uns!

Treu. Wenn ihr sähet, was mein

Herz leidet — ihr würdet mich durch diesen harten Vorwurf nicht vollends zur Verzweiflung bringen!

Bärbchen. Lieber Vater! macht ihm keine Vorwürfe mehr! —

Siebente Scene.

Vorige. Hofrath. Sophie.

Hofrath. Wir müssen fort! — gleich fort — lieber Korn! hört doch — ein Wort — (er nimmt ihn auf die Seite und redet leise)

Sophie. Auch du weinst, Bärbchen? — Komm, liebes Mädchen! wir wollen uns dort so lange in die Laube setzen, bis unser Wagen kommt! (gehn beyde zur Seite ab)

Korn. Gut, gut! Herr Hofrath! —

(geht ab.)

Achte Scene.

Hofrath. Treu.

Hofrath. Sie sind ein Freund vom Herrn Rath Still?

Treu. Der bin ich.

Hofrath. Wenn Sie ihn sehen — sagen Sie ihm, daß ich ohne Groll scheide —

Treu. Ich werd' es sagen!

Hofrath. Daß aber auch alles nicht so gekommen wäre, wenn er den unglücklichen Brief nicht geschrieben hätte —

Treu. Aber mein Freund glaubt, daß sein Brief nichts Beleidigendes enthalte —

Hofrath. Nicht? Nicht? (er sucht in seinen Taschen) Sie sollen urtheilen! — doch — meine Tochter hat den Brief — aber Sie sollen ihn lesen — sollen urtheilen!

Treu. Bis dahin werd ich mein Urtheil also verschieben!

Hofrath. Sie haben vorige Nacht einen Verlust erlitten?

Treu. Leider!

Hofrath. Ihre Sache kommt vor die Regierung — kann Ihnen dort mein Zeugniß etwas helfen —

Treu. Vielleicht kann es mir nützlich seyn — ich danke Ihnen! —

Hofrath. (für sich) Wo auch mein Wagen bleibt — (geht ab).

Neunte Scene.

Treu.

O des schweren Kampfes zwischen Neigung und — — bald hätt' ich Pflicht gesagt, und doch bindet mich diese nicht einmal! — Aber du — der du dies zarte und doch so mächtige Gefühl der sittlichen Schaam in meine Seele legtest — zeige mir einen Ausgang, daß ich darüber mein Glück nicht verliere! —

Zehnte Scene.

Still. Treu.

Still. Unsre Equipage ist bereit — wir müssen fort! — wo ist Korn?

Treu. Mir wird der Abschied schwer!

Still. Und mir brennt der Boden unter den Füßen — ich muß von hier —

Treu. Denke nur: der Alte bittet mich, sein Bärbchen zu heirathen, und mit ihr 5000 Thaler zur Mitgift zu nehmen —

Still Und du?

Treu. Ich habe alles erwogen! Auf einer Seite den Himmel der Liebe mit all seinen Seligkeiten auf der andern: Unglück — Gefängniß — aber ein Gefühl, zu dem mir der Name fehlt — das mich allmächtig beherrscht, zwingt mich, das letztere zu wählen!

Still. Mein Gott! du willst —

Treu. Auch da nicht schlecht scheinen, wo ich gut bin! Wenn Bärbchen mein Weib wird, so muß — was unsere

äußern Umstände betrifft — ich sie, nicht sie mich glücklich machen. — Was würde sonst die Welt von dieser Verbindung sagen? Der Eigennutz, würd' es heißen, hat sie in seine Arme geworfen. — Er nahm sie der 5000 Thaler wegen — um sich von der Strafe loszukaufen! — Nein, Freund! ich werde Bärbchen nie vergessen — werde sie bis an den letzten Hauch meines Lebens lieben — aber sie nicht eher wieder sehn, bis ich sagen kann: Ich kann ein Weib ernähren! —

Still. Freund, das ist falsche Delicatesse — du verzögerst dein Glück! du hast dich über Vorurtheile hinweggesetzt —

Treu. Die Dinge betrafen, über welche der Vernünftige lacht — aber nie über Urtheile, die unsere Sittlichkeit zweifelhaft machen! — Der Mensch, welcher aus Ueberzeugung gegen Vorurtheile handelt, ist achtungswerth; aber wer sich aus niederm Eigennutz darüber hinwegsetzt, ist die verächtlichste Creatur!

Still. Und in welchem Fall würdest du dich befinden?

Treu. Ohne Zweifel in dem ersten, — aber die ganze Welt würde urtheilen: in dem letztern; weil der Schein gegen mich ist.

Still. Was kümmert dich der Schein? was das Gerede der Menge?

Treu. Auch das Urtheil des Biedermanns — die Achtung des Edeln und Guten — werden von den Urtheilen und dem Gerede der Menge geleitet, und diese sind mir heilig!

Still. Wollte der Himmel, meine Sache stände, wie die deinige!

Treu. Wünsche das nicht — sie steht hundertmal besser! — — Sophie liebt dich noch eben so sehr — so innig, wie jemals —

Still. Kann seyn!

Treu. Der Vater läßt dir eben sagen, er scheide ohne Groll — bloß dein unglücklicher Brief —

Still. Ich will das nicht weiter untersuchen!

Treu. Du liebst Sophien noch eben so stark —

Still. Das ist leider die Wahrheit!

Treu. Nun dann: ein Wort — und alles ist wieder, wie es seyn sollte!

Still. Aber davor bewahre mich Gott!

Treu. Siehst du? das ist eigentlich falsche Delikatesse! — Jetzt kannst du den ganzen Endzweck deiner Reise, das Ziel deiner heißesten Wünsche durch ein Wort erreichen — Nein! — Vorher wolltest du alles in der Welt wagen, wolltest dem Baron das Mädchen heimlich entführen —

Still. O das war was anders! — Dann hätt' ich sie dem Baron genommen, jetzt — soll ich aufnehmen, was er weggeworfen hat. — Im ersten Fall war er lächerlich — jetzt ist sie es! — In jeder Gesellschaft würde man hinter uns her zischeln — mit Fingern auf uns zeigen. —

Treu. Aber würde das alles nicht eben so gewesen seyn, wenn du sie entführt hättest?

Still. Nein! — Gezischelt hätte man auch — aber da würd' es geheißen haben: das ist das edle Weib, die Herz und Liebe genug besaß, einen armen Mann, den sie liebte, einem Reichen vorzuziehen! — Aber jetzt hieße es: Sieh da, die listige Kokette! die einen Armen so lange liebte, bis ein Reicher kam — und da dieser sie sitzen ließ — Gewandheit genug besaß, den armen Gimpel wieder zu fangen!

Treu. Aber daß dem nicht so wäre — sagt dir deine Ueberzeugung — den bloßen Schein fürchtest du —

Still. Und wenn das nun so wäre — so hätt' ich ja noch eben den Grund für mich, den du für dich anführtest —

Treu. Nichts weniger! Jener Schein konnte mein Herz, dieser höchstens deinen Kopf verdächtig machen. Ein Verdacht gegen das Herz kann unendlich schaden;

ein Verdacht gegen den Kopf ist bloß lächerlich — wenn man Kopf hat —

Still. Verurtheile mich nicht so schnell! das Gezischel würde über kurz oder lang mir — würde Sophien zu Ohren kommen. Ich würde verdrießlich darüber werden — Sie würde weinen! — Sie würde die Einsamkeit suchen, mir ihre Thränen zu verbergen — ich Gesellschaft — um meinen Mißmuth zu zerstreuen. Ihr Betragen könnte mir Unzufriedenheit — das Meinige ihr Gleichgültigkeit scheinen — und — unser häusliches Glück, daß einzige wahre Glück des geselligen Lebens —

Treu. Könnte scheitern? — doch nur, wenn sie schwach genug wäre, über das Urtheil einiger Thoren zu weinen — du nicht stark genug, darüber zu lachen. —

Eilfte Scene.

Vorige. Sophie. Bärbchen.

Still. (für sich) das fehlte noch! —

Sophie. Herr Rath! wir sind im Begriff, uns zu trennen — vielleicht auf immer —

Still. Ich wünschte — Sie hätten mir den Abschied erspart —

Sophie. Das konnt' ich nicht! weil es mir nicht gleichgültig ist, mit welcher Idee von mir Sie abreisen. Von der Zukunft kann zwischen uns die Rede nicht mehr seyn — aber desto offner können wir uns von der Vergangenheit besprechen —

Still. Ich dächte, wir ließen auch diese ruhn!

Sophie. Das darf ich nicht! Mein Betragen mußte Ihnen vorhin, da ich den Baron verließ, in einem Lichte erscheinen. —

Still. In der That — es war mir so unerwartet — als jetzt ihre Entschuldigung. —

Sophie. Ich verdiene Demüthigung — aber Sie hätt' ich großmüthiger geglaubt. —

Still. (sanft) Ich wollte Sie nicht kränken!

Sophie. So hören Sie: dies gute Mädchen ist Zeuge von dem, was ich sage. Sie erzählte mir den Augenblick vorher, ehe Sie kamen, von einem vornehmen Herrn, der sich verkleidet hier im Hause aufhalte — ich wußte nicht — ahnete nicht — daß sonst noch jemand hier sey —— Sie errathen das übrige!

Bärbchen. Und wahrhaftig! ich redete von Herrn Treu. —

Still. Und sie konnten mich fähig halten — kannten mich so wenig. —

Sophie. Ihr eigner Brief hatte mich Sie verkennen gelehrt. —

Treu. Gut, daß Sie des Briefs erwähnen! — Ihr Herr Vater versprach mir eben, daß ich ihn lesen sollte — dürft ich bitten?

Sophie. Recht gern! (sie giebt den Brief.)

Treu. (liest) Karl! das konntest du schreiben?

Still. Wie so?

Treu. Pfui! — das war nicht edel!

Still. Sind denn alle Menschen bezaubert, die den Brief lesen; oder war ich von Sinnen, da ich ihn schrieb? (er nimmt den Brief, liest, und wirft ihn mit Verachtung auf die Erde) Das hat ein Schurke geschrieben, und nicht ich. —

Treu. Was? du hast ihn nicht geschrieben?

Sophie. (mit Spott) O, es ist edel, seine Hand — sein Siegel — die man so eben anerkannt hat! — den Brief selbst — von dessen Inhalt man eben sagte, daß er nicht gereue — so frisch weg zu leugnen, wenn man sieht, daß man dadurch verliehrt. (mit Feuer, indem sie den Brief aufhebt) Es ist derselbe, den Sie vorhin als den Ihrigen erkannten!

Still. Sie können mich in Ernst für den Verfasser dieses Briefs halten?

Sophie. Ob ich glaubte, daß der Inhalt mit Ihrem Herzen übereinstimme, kann Ihnen die Art beweisen, mit der ich vorhin Ihre Dreistigkeit und Ihren Ring aufnahm — nur Ihr eignes Geständniß konnte mich überzeugen. —

Still. Aber um Gottes willen! Sie sahen doch, daß ich nur das äußere des Briefs betrachtete, es ist meine Hand! — daß ich nur die erste Zeile las — die hab' ich geschrieben — aber bei Gott! alles übrige hat ein Bösewicht hinzugefügt! — O wahrhaftig! mit diesem Briefe ist ein Bubenstück verbunden, das uns beide unglücklich gemacht hat. —

Treu. (drückt ihm die Hand) Gottlob! — du bist unschuldig! — Aber — (zu Sophien) Wo haben Sie den Brief her?

Still. Meinen Brief hab ich auf die Post gegeben.

Sophie. Und von der Post hat mein Vater diesen Brief erhalten.

Treu. Unbegreiflich!

Zwölfte Scene.

Vorige. Korn.

Korn. (kommt schnell von der Seite) Gute Bothschaft! frohe Nachrichten! — Herr Treu! Bärbchen! der Dieb ist gefangen! das Geld wieder da! alles wieder da!

Treu. Wie ist das möglich?

Korn. Wie alles eigentlich zusammenhängt — weiß ich selbst noch nicht — der Gevatter Schulmeister läßt mir nur sagen: er habe den Dieb arretiren lassen — Ihr Taschenbuch mit all Ihrem Gelde wäre in seinen Händen, er würde gleich selber hier seyn, und es bringen! —

Treu. (nimmt Korn bei der einen, Bärbchen bey der andern Hand) Jetzt, mein Vater! — jetzt erinnre ich Sie an unser voriges Gespräch —

Korn. (sieht wechselsweise ihn und Bärbchen an) Mein Sohn! (er wirft Bärbchen in seine Arme) Meine Kinder! — Gott segne euch! —

Treu. O mein Bärbchen! — Mein! — Mein auf ewig!

Bärbchen. Nun trennen wir uns nie wieder!

Treu. Wandeln vereint den Weg durchs Leben im Glück und Unglück — im Leben und Tod —

Bärbchen. Und lieben uns immer!

Treu. Und lieben uns immer! —

Korn. Gott! ich bin ein glücklicher Vater! — aber ich muß eilen — noch einen Vater glücklich zu machen!

Dreizehnte Scene.

Vorige, ohne Korn.

Treu. Was ist das? — Noch einen Vater will er glücklich machen? — Karl! Mamsell! — Nur glückliche Kinder machen einen Vater glücklich —

Still. (bewegt) Bruder! ich wünsche dir Glück!

Bärbchen. O mein — mein — aber wie heißt du — (verlegen) Ich darf dich doch Du nennen?

Treu. Nenne mich nie anders, Bärbchen!

Bärbchen. Nun, wie heißt du denn eigentlich?

Treu. August! — liebes Mädchen —

Bärbchen. Mein August! mein August! —

Sophie. (sucht ihre Thränen zu verbergen und umarmt Bärbchen) Glückliches Mädchen! du bedarfst den Glückwunsch einer Unglücklichen nicht! —

Bärbchen. O Mamsell! — Sie weinen? ach — mir war so wohl — so wohl! — und nun wird mir so ängstlich — — August! — lieber August — (Sophie wendet sich weg.)

Treu. (zu Still) Karl!

Bärbchen. (leitet Sophien zu einem Stuhl) der Mamsell wird nicht wohl — — sie wird so blaß —

Treu. (mit leisem Ausdruck) Karl!

(Still wendet sich weg und bedeckt sein Gesicht mit der Hand.)

Bärbchen. (halb laut, indem sie sich Still naht) Herr Rath! sonst nahmen Sie's nicht übel, wenn ich mit Ihnen sprach —

Still. Rede, gutes Kind! rede!

Bärbchen. So oft heute die Mamsell mit mir von Ihnen geredet hat — so weinte sie, — und diese Thränen gehörten wohl ihr?

Still. Möglich Bärbchen — möglich!

Bärbchen. (sieht ihn starr an) Wirklich auch? (sie geht zu Sophien) Seine Augen sind auch naß — wollen Sie sie nicht trocknen?

Still Bärbchen — was machst du?

Bärbchen. Ich denke Herr Rath; wenn mein August so weinte, und ich trocknete ihm die Thränen ab — das würde ihm wohl thun — nicht wahr August?

Treu. Wahr Bärbchen! wahr! Ich könnte weinen, um mir von deiner Hand die Thränen abtrocknen zu lassen!

Bärbchen. Hören Sie Herr Rath! hören Sie? —— Nun Mamsell? ——

(Still und Sophie sehen sich an.)

Vierzehnte Scene.

Vorige. Frölig.

Frölig. Ah — gehorsamster — unterthäniger Diener! Pah! — wie wir das schnelle Gehen sauer wird! mit Erlaubniß — (er holt einen Stuhl und setzt sich.)

Treu. Tausend — tausend Dank! bester Mann. —

Frölig. Pah! — wofür denn?

Treu. Sie haben mir mein Geld — und mehr als mein Geld gerettet. —

Frölig. Wie das Laufen mich angegriffen hat! — das hat Gevatter Korn schon ausgeplaudert! — nun — da Sie es schon wissen — (er giebt ihn ein Taschenbuch) alles noch drinn!

Treu. Gott belohne Sie?

Bärbchen. Aber lieber Herr Schulmeister, wer war denn der Dieb?

Frölig. Sieh da Bärbe! bist du hier? — ich glaubte, du wärest nicht zu Hause?

Bärbchen. O ja! wie ich mich freue, daß Sie meinem August das Geld wieder geschaft haben! (sie fällt Treu in die Arme.)

Frölig. (springt mit allem Ausdruck des Entsetzens vom Stuhl auf) Bärbe! Bärbe — was sehen meine Augen?

Bärbchen. (gutmüthig) Lieber Herr Schulmeister! scheltet mich nicht! — ich bin ihm so gut!

Frölig. O der Frechheit! — Mädchen! Mädchen! — wo ist deine Tugend — deine Sittsamkeit — deine Schaam geblieben. —

Treu. Lieber Mann — ereifern Sie sich nicht! Sie sind in einem Irrthume — Bärbchen ist meine rechtmäßige Braut, ihr Vater hat selbst unsre Hände in einander gelegt. —

Frölig. Was? — das soll ich glauben?

Bärbchen. O, wahrhaftig Herr Schulmeister! ich habe ja niemals gelogen.

Frölig. Das konntest du freilich sonst nicht. —

Treu. So glauben Sie ihr auch jetzt, und sagen Sie uns, wer der Dieb war!

Frölich. Ja, das hätt' ich bald vergessen! (er setzt sich nieder) Es war — —

Funfzehnte Scene.

Vorige. Hofrath. Korn.

Hofrath. Da ist er ja schon! — lieber Herr Frölig. —

Frölig. (mit vielen Complimenten) Unterthänigst gehorsamster Diener! — Mein Herr Hofrath! — ich bin unendlich erfreut, Sie wohl zu sehn! — aber (er nimmt Korn auf die Seite) Erlauben der Herr Hofrath — einen Augenblick! (zu Korn) Gevatter! ist es denn wahr, was mir die Bärbe und der Herr da sagen?

Korn. Daß sie Braut und Bräutigam sind? vollkommen wahr!

Frölig. Wahr? wirklich wahr?

Korn. Wie ich sage.

Frölig. Nun — er weiß, was er thut Gevatter! wünsche Glück! von Herzen Glück! — aber was ich weiter sagen wollte Gevatter! die Hochzeit wird doch hier seyn?

Korn. Das versteht sich! — und er ist unsrer Gast!

Frölig. O! danke! danke! —

Hofrath. Nun Herr Frölig, ist der Augenblick bald zu Ende?

Frölig. Unterthäniger Diener, Herr Hofrath! — ja was denken Sie — ich habe den Spitzbuben arretiren lassen. —

Sechszehnte Scene.

Vorige. Baron. Pierre.

Baron. (er kommt schnell von der Seite, hat in einer Hand ein Pistol, und schleppt mit der andern Pierre herein) Hier-

her! — hierher! — du Bube! — hier bekenne, und dann fahr zur Hölle! —

Pierre. (fällt auf die Knie) Gnade! Barmherzigkeit! — ich will alles bekennen!

Baron. Geschwind! — oder —

Pierre. Ja! ja! — ich habe dem Herrn da sein Geld gestohlen —

Treu. Das hab ich wieder — und bitte deshalb für ihn um Gnade! — der kurze Verlust hat mich unendlich reich gemacht! (er drückt Bärbchen an die Brust.)

Bärbchen. Lieber Herr Baron! thun Sie ihm deswegen nichts zu Leide!

Baron. Nein! nein! aber weiter!

Pierre. Ja! ja! — ich sollte einmal einen Brief von der Post an den Herrn Hofrath bringen — und — erbrach ihn. —

Still. Also da kam das Bubenstück her?

Baron. Ruhig! — ruhig! — weiter! —

Pierre. Ja — nun dacht' ich: wenn der Brief ankommt, so bekommt der Herr

Baron die Mamsell nicht — und da behielt ich ihn, und schrieb einen andern.

Still. Wo blieb mein Brief?

Pierre. Hier ist er! — (giebt ihn)

Still. Da lesen Sie, Herr Hofrath! lesen Sie!

Hofrath. (liest) O Sophie! — (giebt ihr den Brief) Wir sind schändlich betrogen!

Sophie. (liest und küßt den Brief) Das hat mein Karl geschrieben!

Baron. Ruhig! — ruhig! — (er hält Pierre das Pistol auf die Brust) Schurke bekenne! — wer hat dich zu diesem Bubenstück erkauft?

Pierre. Niemand Ihr Gnaden! wahrhaftig Niemand! — Es war mein eigner Einfall. —

Baron. Aber warum thatest du es — was hoftest du zu gewinnen?

Pierre. Ach Herr Baron! — ich kannte Ihre Wohlthätigkeit! — wenn die Mamsell seine Gemahlin wird, dacht ich, und er drückt einmal so recht froh seinen

ersten Sohn ans Herz — dann will ich ihm die Geschichte erzählen, und dann wird er dich belohnen! —

Baron. (läßt das Pistol auf die Erde fallen, wendet sich weg, und trocknet eine Thräne aus seinem Auge; nach einer kleinen Pause winkt er Pierren fortzugehn, und wendet sich dann zum Hofrath) Herr Hofrath! — Sie sehen, ein Bubenstück hat dieses Paar getrennt — Sie erlauben mir doch wieder gut zu machen, was ich ohne meine Schuld verdarb?

Hofrath. Ich errathe, was Sie vorhaben — meinen Seegen dazu!

Baron. (faßt Sophiens Hand) Sophie! — (er wirft sie Still in die Arme) Glückliches Paar! nehmt mich zu eurem Freund — zu eurem zweiten Vater auf.

Hofrath. (umarmt sie) Meine Kinder! meine Kinder!

Still und Sophie. (küssen ihm die Hand) Gütiger Vater!

Bärbchen. Nun Mamsell? — wer-

den Sie nun die Tropfen aus seinem Auge trocknen?

Sophie. (umarmt sie) Gutes Mädchen! — nun bist du nicht allein mehr glücklich!

Treu. (drückt Still die Hand) Und ich bin es doppelt!

Baron. Und ich stehe so allein!

Sophie. (drückt ihm die Hand) Mein Freund! mein zweiter Vater! —

Still. Herr Baron! die Thräne eines Mannes ist sein beredtster Dank!

Hofrath. (drückt Korn die Hand) Wir haben beide Ursach, alter Freund! einander Glück zu wünschen!

Korn. Wahr, Herr Hofrath! denn welche Seeligkeit geht über das Gefühl eines Vaters, der seine Kinder glücklich sieht!

(Der Vorhang fällt.)

V.

Das Schilderhäuschen

am Rhein.

Am Ufer des Rheins stand kühn
Jeannette. Sie hatte den Muth zu fliehn
aus dem Lande, das plötzlich und hart
im Taumel der Freiheit entadelt ward —
Sie hatte der Klage
so viel von adlichen Lippen gehört,
wähnt' ihr Volk so bethört
vom Rausche der Gleichheit, und sah diese
Plage
sich mehren mit jedem Tage —
daß sie — die beim Anblick
von Thränen und Unglück
so leicht im Mitgefühle zerfloß,
auch auszuwandern beschloß.

In Champagne geboren
hatte sie durch die Revolution
der theuren Ahnen verdienten Lohn

Titel und Wappen verloren.
Dies hätte sie noch wohl ertragen;
denn ob gleich Ahnengefühl
den schönen Busen ihr dehnte
wenn man sie im modischen Tournierspiel
wie eine Königin krönte;
so muß ich's ihr zur Ehre doch sagen;
sie gieng, troß der hochadlichen Spur
der Vettern und Basen so ziemlich den Weg
der Natur.

Man nahm indeß, in der Glut der
Gemüther
dem holden verwaisten Mädchen
auch mit dem Titel die Güter.
Nun stand sie da; nur das seidne Fädchen
das ihre Marmorschultern umfloß
und in die Farbe des Veilchens den blenden-
den Bußen schloß,
ein halbdurchsichtiges Hemdchen, ein Unter-
röckchen, ein Band
von Gold gewirkt, womit sie das leichte
Gewand
dicht unterm Busen festete, war

ihr ganzer Reichthum. So stand sie —
wie ehmals Cithere
am hohen Ida, und gleich einem Meere
wallte um Schläfe und Nacken
und die Schwestern der holden Rose, die
Backen,
ihr braunes seidnes Haar —
und ihr großes Auge blitzte von fern
wie des Abends lieblicher Stern.

So stand sie am Ufer und blickte
mit einem Thränchen im Auge ins Mutter-
land
noch einmal hinein, und nickte
freundlichen Abschied den Lieben zu, an
deren Hand
ihr vierzehn rosige Sommer entschlüpften
und die Stunden, sie froh wie Bräute
am Hochzeitsabend, umhüpften.
Dann blickte sie auch ins weite
fernhin über den Rhein
und dachte, ohne verlegen zu seyn:
„dort wohnen ja auch noch Leute!“
dann nahm sie mit dem weichen Händchen

sorgsam das seidne Gewändchen
zusammen, und gieng mit ängstlichem Fuß
auf bebender Brücke über den Fluß —
die Brücke war auf Schiffen erbaut.
Kaum war sie hinüber, so schallte laut
von bärtiger Lippe der Anruf: Wer da?
Ein Preußischer Grenadier
stand mit scharfgeladenem Gewehre hier
als Schildwach. Nun wer ist da?
Giebts Antwort? Es dämmerte schon
der Abend am Himmel, und der Sohn
des alten Kriegsgotts sah
nicht gar zu wohl in die Ferne
das gute Fräulein wär' gerne
dem unangenehmen Examen entflohn —
doch hielt sie die Furcht und der drohende
Blick
des rüstigen Kriegers zurück.
Wer bist du? „bin Fräulein Jeannette
aus Champagne!" Wo will sie denn hin?
so allein? so bei Nacht — — ich wette,
das Ding ist nicht richtig, ist mir verdäch-
tig —

„Verdächtig? ich? — ist meine Hand
denn so mächtig,
Kann ich euch schaden?“ O ja — als
Spionin!
„Um Jesu willen!“ Die Wangen
begonnen bleich ihr zu werden. Ja ja!
Beweise der Unschuld — sonst — seht da:
Spione werden gehangen!
„Erbarmen!“ Nichts! Komm her, und
still wie ein Mäuschen
tritt hier ins Schilderhäuschen
bis man mich ablöst. Sie mußte
gehorchen, so unschuldig sie sich auch wußte.
Sie trat hinein.
Indeß der Kriegsmann war nicht von
Stein —
er stand vor dem Häuschen und schielte
das vollblühende Mädchen an, und spielte
mit seinem Gewehre und den scharfen Pa-
tronen
und that schon halb das Gelübd
der schönen Mädchen wegen die Franzen
zu schonen.
Seht, stottert er endlich, es trübt

sich der Himmel und die Nachtluft weht
kalt —
das Häuschen gestattet schon zweien den
Aufenthalt!
und ohne weiteres trat er herein.
Jeannetten zitterten Arm und Bein,
doch griff sie in der bedenklichen Lage
wie alle Weiber zur List.
Mein wackerer Schnurbart, so lächelt sie
freundlich, du bist
in deinem Dienste zu treu — ich wage
es nicht dich zu bitten. Ich bin,
— sie streichelt ihm Wange und Kinn —
zwar keine Spionin, und werde, bei deinen
glühenden Wangen,
gewiß diesmal nicht gehangen!
doch — wirst du bald abgelöst Freund?
zur Stunde
brummt ärgerlich und mit zitterndem Munde
der Kriegsmann, und schiebt mit verwege-
ner Hand
vom blendenden Busen das Veilchengewand.
Die Sache wird ernsthaft. Arme Jeannette!
was wirst du beginnen? Ich wette

du wirst ans Schilderhäuschen gedenken,
denn Schnurbart läßt sich von seinem Sinne
nicht lenken.
Schon wird er dreister und schont
des Handwerks der Krieger gewohnt
nicht Nadel, nicht Bänder und Schleifen.
„Was kommt da? Ich wähne
Fußtritte zu hören — ruft hastig Jeannette.
Schnurbart
schaut auf. — Es tanzten und wallten
vor seinen Augen Funken und manche Ge-
stalten —
er schaute und schaute und ward
halb wild und murmelte durch die Zähne:
Verdammt! mein Kamrad! der kommt mir
grad in die queer —
wo führt den der Teufel so früh her?
schade! sprach mit verstellter Geberde
die schlaue Jeannette, ich werde
dich also nicht länger allein sehn? Allein,
da läßt sichs doch trauliger seyn —
hast du schon ein Weib? oder theilt Liebchen
mit dir noch Bette und Stübchen?

Nein, schmunzelt Schnurbart, nicht Weib
nicht Liebchen
theilt mit mir Bette und Stübchen —
doch wenn — du bist — dem Stotternden
funkeln
die Augen, wie Phosphor im Dunkeln —
wenn du wolltest — dein Liebchen seyn?
nicht wahr? fiel schalkhaft die Schäkerinn
ein,
nun — warum nicht! — Nur mach', daß
dein Kamrad
der dort so eilig den Fußpfad
daher kömmt, mich nicht erblickt. —
Mit nichten! grinzt Schnurbart, und drückt
ihr einen Schmatz auf den Mund; dort stecke
geschwind dich Liebchen! hinter die laubige
Hecke, —
und harr' bis ich komme! — Schon gut
— ich gehe
spricht listig Jeannette, und tauch in den
Busch mich
bis ich mein Trauter dich sehe!
Nun hüpfte sie leis' aus dem Häuschen und
schlich

sich hinter die laubige Hecke und lachte,
laut über das drollige Späßchen, und machte
ein großes Kreuz vor dem Schnurbart; hing
dann
ihr weißes Schnupftuch an einen astigen
Zaunpfahl
und hüpfte — sich freuend über den suchenden Kriegsmann
mit leichten Füßen ins waldige Thal.

Indeß ward Schnurbart — er hatte
tüchtig die Augen gerieben,
und konnte nicht sehn, wo der Kamrad geblieben,
der so zur Unzeit ihn störte — abgelöst,
und schritt
mit langen Beinen daher, und brachte viel
Appetit
zum wonnigen Minnespiel mit.
Schon folgt — in Gedanken nehmlich —
Jeannette
zu seinen Stübchen und Bette —
schon küßt er die Lippen — wie Kirschen
roth,

und den blendenden Busen, so schön
so herrlich — wie er noch nie einen Busen gesehn —
— schon lief er rascher — und schleifte
den Goldgurt auf, und streifte
von der nackten Schulter das leichte Gewand,
und — schon siedet das Blut in den Adern — und bot
zum Bettchen winkend ihr bebend die Hand —
doch — — Pst! Pst! er war an der Hecke;
wo birgt dich des Laubes verrätherische Decke?
Pst! Pst! — Keine Antwort. Hm! sollt' Liebchen —
doch nein! da steckt ja das Bübchen
am Zaume! du Schelmin! — — Er sah
das täuschende Schnupftuch und rannte
als ob der Kopf wie das Herz ihm brannte —
sich gegen den astigen Zaunpfahl. Pah! —
da stand er, wie aus den Wolken gefallen,
mit blutender Nase; und schwur an allen
Franzosen den Trug zu rächen. Jedoch

Pst! Pst! einmal versucht ers noch,
Heda! Fräulein Jeannette
aus Champagne! — Sie ist fort! Wer
Teufel hätte
das in dem Mädchen gesucht Nun gieng
er traurig und langsam nach Hause und
fieng
an auf alle Weiber zu fluchen. Sie sind
falsch und listig, und leicht wie der Wind —
Jeannette — es lief ihm kalt übern Rücken,
noch immer stand vor seinen Blicken
das holde Mädchen — so geschaffen zur Lust
mit der rosigen Wang und der blendenden
Brust —
Ha! warte Betrügerin — dich wird ein
ändrer bestrafen —
so rief er, und warf sich brummend aufs
Bette nieder,
es war als durchzuckt' ihm ein Fieber die
Glieder
er konnte die ganze Nacht nicht schlafen.

VI.

Mahler Anton an Lotchen.

Erster Brief.

Welcher Frage-Dämon, holdes Mädchen, hat dir deinen letzten Brief dictirt? Statt der süßen Herzensergießungen, die ich in deinen Zeilen suchte, fand ich nichts als kalte Fragen, bei welchen die Fragerinn sich unstreitig sehr lebhaft des Sprichworts bewußt war: Fragen sey leichter als antworten! — Aber diesem Sprichwort zum trotz will ich mir das Antworten leichter als das Fragen machen, keinen Augenblick mich bedenken, und keine andre Göttin um Inspiration bitten, als — die Laune des Augenblicks. —

Du hast bei meinem letzten Besuch die wichtige Frage vergessen: „Ob ich ein Freimaurer sey?" Ey, wer würde dir das aber auch aufs Näschen binden?

würde

würde mein Kuß dir süßer schmecken, würdest du fester meine Hand an dein Herz, deine Wange auf meine Lippen drücken — sagt ich: ja! oder: nein! — billig sollt ich dies erst vorher wissen, doch — es wäre grausam, ein Mädchenherz durch Neugierde zu quälen, also: ich bins! — „So?" ja! „Aber, was ist denn ein Freimaurer eigentlich?" Gutes Kind! mit dieser Frage könntest du selbst den hochwürdigen Großmeister der großen Landesloge von Deutschland in Verlegenheit setzen, wenn — dieser Gentleman so wenig an diesen Punkt gedacht hat als ich! überdem Lotchen, weißt du ja, daß die Freimaurer einen Eid der Verschwiegenheit ablegen müssen, und ich sollte dir — „Dinge sagen, die du selber nicht weißt?" Spötterinn! laß mich ausreden, ich will, um deine Neubegierde zu befriedigen, einmal thun, als ob ich zu den Ungeweihten gehörte, um dir sagen zu können, wie und was ein ver-

nünftiger Mann über diese Gesellschaft denken müsse.

Wer die Freimaurer jetzt noch mit dem Namen einer geheimen Gesellschaft belegt, begeht einen Widerspruch. Jedermann weiß ihr Dasein, sie lassen jährlich die Listen ihrer Mitglieder drucken, machen die Zeit ihrer Zusammenkünfte so gar zum Theil in öffentlichen Blättern bekannt, haben ihre eignen Versammlungshäuser u. s. w. Man kann sie also nur eine Gesellschaft nennen, die bei ihren Zusammenkünften Geheimnisse hat, d. h. Dinge vornimmt, die nur sie, und kein andrer weiß. Diese Geheimnisse können nun bestehen:

1) In ihren Absichten, oder in dem Zweck der Gesellschaft.

2) In den Mitteln, die sie anwenden, ihre Zwecke zu erreichen;

3) In ihrer Verfassung als Gesellschaft, und

4) In gewissen Kenntnissen, welche sie ausschließend besitzen kann.

„Aber mein Gott! wie trocken fällt die Antwort aus? will ich denn eine Abhandlung lesen?“ — Aber mein Gott! Mädchen, deine Frage war zu lustig, um anders darauf antworten zu können — Also, ohne Umstände!

Nehmen wir den ersten Fall an, ihr Geheimniß stecke in ihren Absichten; so hätte die Obrigkeit in jedem Lande das Recht, und die Pflicht, keine Freimaurerloge zu dulden, oder sie wenigstens zu zwingen, ihre Zwecke öffentlich bekannt zu machen, damit man daraus beurtheilen könne, in wiefern die Gesellschaft zu dulden sey oder nicht? Diese Gewalt der Regierung fließt unmittelbar aus dem Staatsrechte her, und gründet sich auf die Sicherheit des Volks. Die Erfahrung entscheidet hier nichts. Sie beweist nur unwiderleglich, daß die verschiedenen Freimaurerlogen in Rücksicht ihrer Zwecke gar nicht unter einander einig sind; daß oft zwei Logen an einem Orte sich geradezu

einander entgegen wirken, die eine sich der Wohlthätigkeit widmet, indeß die andere auf Beutelschneiderei ausgeht — die eine die Regierung zu befestigen sucht, indeß die andere sie untergräbt u. s. w. Jede Loge muß also insbesondre ihre Zwecke bekannt machen, und die Regierung hat das unbezweifelte Recht, aus ihrer Mitte einen, oder mehrere Bürger zu verlangen, welche für die Richtigkeit und Wahrheit des Bekanntgemachten haften.

Ich kann nicht begreifen, wie Freimaurerlogen, deren Mitglieder Männer von Ehre sind, diesen Schritt nicht unaufgefordert thun, da mit der größesten Gewißheit vorauszusetzen ist, daß sie ihn im Kurzen gezwungen thun müssen.

Die Regierungen sind jetzt in Rücksicht ihrer Meinung über die Freimaurerei getheilt. Einige halten sie für schädlich, und haben sie untersagt, andre halten sie für nützlich, und erlauben sie. Beide

Partheien haben offenbar so lange Unrecht, als sie die Absichten und Zwecke der Freimaurer nicht genau kennen. Durch das Verbot können sie ihrem Volke eine Wohlthat rauben, durch die Duldung eine Schlange in ihrem Busen nähren. Es bleibt ihnen nichts übrig, um ihre Pflicht als Regierungen zu erfüllen, als bei der der Sache im Klaren zu sehen — und dann müssen sie den oben angegebnen Weg einschlagen.

„O das ist schön! da werden wir doch endlich erfahren, was ein Freimaurer ist!" — Allerdings meine schöne Neugierige! und was werd' ich bekommen, wenn ich's schon jetzt verrathe? „Im Ernst?" Freilich! Nun sieh, liebes Mädchen, geschwind in das Büchelchen, welches ich dir hiebei schicke, und das den Titel führt:

Die gute Sache der Freimaurerei, von J. A. Feßler.

Du wirst daraus ersehen, daß die alte Freimaurerloge zur Freundschaft in

Berlin unaufgefordert aufgetreten ist, ihren Zweck und ihre Verfassung nicht allein dem König und der Regierung vorgelegt, sondern auch öffentlich zur Beurtheilung des ganzen Publicums bekannt gemacht hat. Ihre Offenheit und ihr Betragen verdient dabei den Dank des Zeitalters, und die Billigung der Regierung, die sie auch erhalten hat.

Da dies Büchelchen indeß mit philosophischem Geist geschrieben, eine trockne Unterhaltung für Mädchen abgeben würde — will ich dir kurz sagen, was die Herren als den Zweck der ganzen Freimaurerei angeben. „Nun?"

„Wohlthätigkeit im ausgebreitetsten Sinne des Worts, da es so wohl auf die Minderung der moralischen als physischen Uebel der Menschheit gezogen wird — ist der allgemeine Zweck des Ordens, und damit derselbe nicht durch einseitige

Ueberzeugung unrecht angewandt werde, hat die Loge aller kirchlichen und politischen Tendenz feierlich entsagt."

„Weiter ist es nichts?" Das ist nun freilich für ein Mädchen nicht viel! „Keine Satyre Anton, oder —" Ich lenke ja schon wieder ein. Aber laß mir die gleichgültige Mine weg Mädchen! oder ich werde böse. Ist dies wirklich der Zweck des Ordens, so ist seine Sache ja eins mit der Sache der Menschheit, so muß sie das Herz erwärmen, und selbst den Mann in Enthusiasmus setzen, der in dein blaues seelenvolles Auge zu sehen vermag, ohne daß sein Puls schneller schlägt. — „Danke fürs Compliment! — willst du nicht fortfahren?" sogleich!

Nehmen wir also den zweiten Fall an, der Zweck der Freimaurerei sei bekannt, und das Geheimniß liege nur in den Mitteln, welche die Freimaurer anwenden, ihren Zweck zu erreichen. — Wie würd' es nun aussehn?

Diese Frage läßt sich im allgemeinen nicht beantworten; es kömmt dabei auf den Zweck an, zu dem sie führen sollen. Ist dieser Zweck allgemein und moralisch gut, so mögen die Mittel ohne Nachtheil der ganzen ungeweihten Welt immer ein Geheimniß bleiben; und zwar aus dem guten Grunde, weil man — ohne mit sich selbst im Widerspruch zu stehen — zu Erreichung eines allgemeinen, moralisch guten Zwecks, keine andre, als moralisch gute Mittel anwenden kann. Ich habe daher nichts dawider, daß die Loge zur Freundschaft in Berlin in diese Mittel ihr Geheimniß setzt, oder sie wenigstens geheim hält. „Aber — —" freilich spitzt hier deine Neubegierde das Ohr, allein ich kann ihr nicht helfen! ein anderes wäre es, wenn der angegebne Zweck nicht allgemein, sondern bloß von den Umständen entlehnt, an Ort und Zeit gebunden wäre, z. B. eine Loge gäbe zu ihrem Zweck, Befestigung der Monarchie, oder Erhaltung der Augsburgischen Confession an.

— Da müßte der Staat sie nun auch allerdings anhalten, die Mittel anzugeben, wodurch sie diese Zwecke zu erreichen suchte?

Der Grund ist einleuchtend; indem in diesem Falle die Mittel Eingriffe in die Rechte der Regierung oder der Kirche seyn können: auf jeden Fall aber in die Verfassung des Staats oder der Kirche einwirken sollen, mithin auch, ehe sie rechtmäßig werden, von dem Staat oder der Kirche gebilligt seyn müssen. Ist der Zweck aber allgemein, und bloß moralisch, so können die Mittel auch nur allgemein, und unmöglich Bezug auf irgend eine Staatsverfassung oder ein kirchliches System, gewählt — sie müssen unmittelbar auf die Natur des Menschen selbst, und die Bearbeitung seiner geistigen Kräfte gebaut seyn, sie haben keine andre Richtschnur als Vernunft, und bedürfern keines andern Richters.

„Es wäre aber doch gut, wenn man sie wüßte?" Zur Befriedigung der Neubegierde allerdings! aber weiter? — Es

wäre ja gar wohl der Fall möglich, daß sie viel von ihrer Wirksamkeit verlören, wenn sie bekannt würden! „Das begreif ich nicht!" und warum nicht? doch, ich muß schon suchen, dir's begreiflich zu machen, und wie leicht wird mir dies bei meinem Lotchen werden, dessen Herz, voll der zartesten Empfindsamkeit, das feinste Gefühl der Menschheit ehrt, selbst dann, wenn es keinen Reitz nur in Schwäche fände!

Unvergeßlich wird dir — wie mir — jene Stunde seyn, wie wir uns vorigen Herbst an einem hellen Abend aus den Schatten deines Parks leise und stumm auf den nahen Gottesacker schlichen, wie du in Gefühlen verloren meinem Arm fahren ließest, dich am Grabe deiner Mutter niederwarfst, und mit Thränen benetztest, und ihr — als schwebe ihr Geist von deinem geistigen Auge — mit lauter Stimme, Gehorsam ihren letzten, liebevollen Ermahnungen schwurst! — Da stand ich neben dir Mädchen, deine Empfindsamkeit hatte mich sympathetisch hingerissen, auch auf meiner

Wange hing eine Thräne! Ich sah dich in diesem Gefühl als eine Heilige vor mir knien — und dein Schwur für Unschuld und Tugend ward mir in diesem Augenblick zum unverbrüchlichen Gesetz! Ich wollte mich neben dir niederwerfen — als von der andern Seite des Parks ein schallendes Gelächter die Ankunft eines Theils deiner Gesellschaft ankündigte. Wie verändert ward auf einmal die Scene! Du sprangst erschrocken in die Höhe, als hätte man dich auf einem Verbrechen ertappt. Sorgfältig wurden jene Thränen aus den Augenwimpern getrocknet, als wären sie Verrätherinnen, und zitternd schlichen die Worte über deine Lippen: „Wenn sie nur nichts merken!“

Gutes Mädchen! was sollte man nicht merken? Vielleicht, daß aus dem Boden der reinsten, zartesten Empfindsamkeit eine Blüthe des Gefühls emporschoß, die sich ein Engel mit Entzücken zum Kranz gepflückt haben würde? — Deine ganze Rührung war dahin, sobald fremde Menschen sie sahen, und doch war der Zustand so er-

haben schön, und doch stärkte er dein Gefühl für Unschuld, deinen Enthusiasmus für Tugend — aber so ist nun einmal das Herz des Menschen, und weil es so ist, wollen wir es ehren! —

Statt einer Anwendung Mädchen, von dieser Erinnerung — die in meiner Seele den Himmel jener Stunde zurückrief — auf den Gegenstand, von dem wir sprachen, erinnere ich dich bloß, einige Blicke in dein eignes Herz zu thun! Was wars, das jene Stimmung in dir hervorbrachte? Wäre sie möglich gewesen, wenn du gewußt, oder nur geglaubt hättest, dich von Menschen beobachtet zu sehen, die nicht mit dir gleich gestimmt, das heiligste deiner Gefühle, zum Gegenstande des Spottes hätten machen können? unmöglich! und wie? wenn nun die Geheimnisse der Freimaurer — und wahrlich! Männer von Kopf und Herz arbeiteten seit Jahrhunderten daran — nur zu dieser Seite des Menschen paßten? Wenn sie ihn durch die Pforte

des Gefühls in den Tempel der Tugend zu führen suchten — wenn sie ihm den Weg mit Blumen bestreuten, auf den sonst nur Dornen den Fuß des Wanderers verletzen — wenn jeder Freimäurer einst wie Lessing, und in eben dem Sinne ausrufen müßte: „und wenn mich alle Orakel der Erde für den Weisesten erklärten — würd' ich gern den Ruhm der höchsten Weisheit mit dem der höchsten Empfindsamkeit vertauschen!"

Du weißt doch Lotchen, daß Lessing ein Freimaurer war? —

Was soll die Thräne in deinem Auge? Laß mich sie wegküssen, und höre weiter!

Wenn dir, liebes Mädchen, der Auftrag gegeben würde, für einen Orden, d. h. für eine Gesellschaft ausgesuchter Freunde, in welcher man den Zweck hätte, vorzüglich das Gefühl zu veredeln, und durch die Sinnlichkeit des Menschen auf seinen Geist zu wirken — Ceremonien zu erfinden, wodurch dies bewirkt wer-

den könnte, würdest du dies für schwer oder unmöglich halten? deine Empfindsamkeit würde dir hier ein weites Feld eröffnen! du würdest dich deines einsamen Kirchhofs erinnern, und, um deine Freunde in eine ähnliche feierliche Stimmung zu setzen, dem Auge der Welt entziehen, und in einem einsamen Tempel verschließen. Hier würdest du ihnen die Tugend versinnlichen, unter den Tönen deiner bezaubernden Harmonika Lebensgenuß, und zwischen Gräbern und Leichentrümmern Hofnung der Unsterblichkeit lehren; und — eine wahre Freimaurerin seyn!

Aber laß uns

3) sehen, ob das Geheimniß der Freimaurer wohl in ihrer Verfassung bestehen könne und dürfe?

Unter Verfassung versteht man die Art und Weise, wie eine Gesellschaft sich unter einander verbindet, und die Gesetze, welche sie in dieser Verbindung befolgt. Aus diesem Begriffe erhellt schon, daß es weder der Regierung, noch der bürgerlichen

Gesellschaft gleichgültig seyn kann, was die Freimaurer für eine Verfassung haben. Denn wenn z. B. die Freimaurer alle einem Obern, der dazu nicht einmal bekannt wäre, einen unbedingten Gehorsam schwören müßten. — Könnte die Regierung dabei gleichgültig seyn? Könnte und dürfte sie zugeben, daß ein Staatsbürger über eine Menge andrer Bürger eine Gewalt ausübe, die er, so bald er wollte, zum Nachtheil der Regierung mißbrauchen könnte? Oder könnten die Rechte der übrigen Bürger es zugeben? müßten sie nicht von dieser großen Anzahl Mitbürger, die von einem Willen gelenkt würden, bedenkliche Eingriffe besorgen? Es ist eine Sache, die keines Beweises bedarf, daß sowohl die Regierung, als die Gesellschaft der Unterthanen, das Recht und die Pflicht haben, jede Freimaurerloge anzuhalten, öffentlich ihre Verfassung bekannt zu machen.

Aber laß uns doch noch auch den letz-

ten Fall annehmen, könnten die Freimaurer nicht gewisse Kenntnisse besitzen, die ihr Geheimniß ausmachten? Hier gutes Lotchen siehst du die Herren sammt und sonders auf ihrem Steckenpferde. Da giebt es kein System, in welchem man sich nicht gewisser Kenntnisse als eines Geheimnisses rühmte. Da ist keine theosophische, theurgische, oder alchymistische Thorheit, die nicht irgend in einer Freimaurerloge als Geheimniß geglänzt hat, oder noch glänzt, so sehr auch Aufklärung und eine gesunde Philosophie diese Gaukeleien entlarvt haben. Ueberhaupt muß jeder vernünftige Mann gegen vorgegebne Kenntnisse, die als Geheimnisse aufbewahrt werden, etwas mißtrauisch seyn. Denn worin könnten sie wohl bestehen? Jede wissenschaftliche Entdeckung entwickelt sich in den allgemeinen Fortschritten unseres Geistes, und kann nicht lange Geheimniß bleiben. Sie ist eine Erweiterung unsrer Erfahrungsgrenze, und tausend gebildete Männer stehen zugleich

gleich

gleich bereit, den möglichen Schritt über dieselbe zu versuchen — was hülfs, wenn einer ihn verbergen oder verheimlichen wollte, wenn er ihm gelänge?

Die einzige Art von Geheimnissen, die man vermuthen kann, ohne seine Vernunft unter dem Glauben gefangen zu nehmen, wären historische Documente, die Geschichte des Ordens selbst betreffend, und diese hätten dann freilich für den ein großes Intresse, dem der Orden selbst intressant und wichtig ist.

Doch, theures Mädchen, ich muß abbrechen — um dich nicht so sehr zu ermüden, und doch bin ich mit der Beantwortung deiner Frage noch nicht fertig; denn du wolltest auch wissen, warum die Freimaurer das schöne Geschlecht von ihren Geheimnissen ausschliessen — und darauf werd' ich dir nächstens antworten.

Leb wohl, gutes holdes Kind! Meine Seele fliegt in diesen Augenblick zu dir hin-

über, und bestreuet deinen schönen Körper mit unzähligen Küssen! leb wohl!

Zweiter Brief.

Du bist mit meinem ersten Briefe zufrieden! du fängst an, die Freimaurer zu lieben? — dies sah ich voraus, gutes Mädchen, denn ich kenne dein Herz! — Aber um desto begieriger bist du jetzt, die Ursach zu erfahren, warum das schöne Geschlecht aus dieser Schule der Tugend, wo man vorzüglich durch Bilder und Gefühl zu wirken sucht, verwiesen ist, da sie sich doch so eigentlich für den weichern Geist der Weiber, und ihre lebhaftere Einbildungskraft zu eignen scheint? Offenherzig, liebes Lottchen, eine gründliche Antwort auf diese Frage ist — schwer! und alle Antworten, die man gewöhnlich darauf zu geben pflegt, sind Nothbehelfe, eine Gewohnheit zu entschuldigen, deren Ursprung man nicht kennt,

und die bald dein, bald unser Geschlecht, ja oft die Tugend selbst beleidigen!

Die Weiber, ist die gewöhnliche Antwort, sind nicht verschwiegen genug, ihnen unser Geheimniß anzuvertrauen. Wenn ein junger Freimaurer einmal seinem neugierigen Mädchen diese Antwort scherzend hinwirft, laß ich sie mir gefallen, aber im Ernst, ist sie so beleidigend als lächerlich. Da die Freimaurer noch mit Geheimnissen prahlten, die sie — wie man jetzt weiß — nie besaßen; als Goldmacherei u. s. w. hatte die Ausschließung des schönen Geschlechts einigen Schein. Denn zu Arbeiten mit Kohlen, Schmelztiegeln und Feuer sind seine zarten Hände nicht gemacht, und müßige Zuschauerinnen konnte man entbehren. Aber jetzt, wo man den Zweck des Ordens in Moralität setzt, wo man das Geheimniß in die Mittel setzt, durch Bilder und Anschauungen auf die Aufhellung des Verstandes, und durch veredelte

Gefühle auf den Willen zu wirken — jetzt schließt man noch eine ganze Hälfte des menschlichen Geschlechts aus, und zwar gerade die Hälfte, welche durch ihr zarteres Gefühl sich am ersten für diese Schule qualificirt, und die durch ihre Bestimmung auf die sittliche Bildung des ganzen Geschlechts den entschiedensten Einfluß hat!

Wie sehr steht hier diese Schule der Sittlichkeit und Vernunftmäßigkeit mit sich selbst im Widerspruch!

Aber, sagt ein andrer, die Weiber würden die Prüfungen nicht aushalten, welchen man den Freimaurer bei seiner Aufnahme unterwirft! Mit diesem Grunde kann man nur Kinder schrecken. Freilich fällt die Erfindung der Einweihungsceremonie noch in jene dunklen Zeiten, wo man den Werth einer geschloßnen Gesellschaft mit darnach beurtheilte, wie sauer es jemand gemacht wurde, ein Mitglied desselben zu werden, wo man den angehenden Kaufmann unter das Wasser tauchte, und mit

Ruthen strich, ehe er gildefähig ward; aber seit dem man die Freimaurerei für eine Schule der Sittlichkeit und Vernunft erklärt, kann man doch unmöglich so sehr mit der gesunden Vernunft in Widerspruch stehn, den Eingang zu dieser Schule durch zwecklose Possen lächerlich, oder durch unnütze Schrecknisse schwer zu machen.

Die Einweihungs-Ceremonie kann und darf nichts weiter seyn — wenn sie vernunftmäßig seyn soll — als eine Versinnlichung des Uebergangs des sinnlichen Menschen zur Vernunft und Tugend. Was wäre hier nun wohl zweckmäßiger, diesen Weg durch Schrecknisse zu erschweren, oder — mit Blumen zu bestreun?

Ich weiß wohl, daß es hie und da noch Freimaurerlogen giebt, in welche noch kein Lichtstrahl der Philosophie gedrungen ist, wo man in das Dunkel voriger Zeiten gehüllt, die Schale für das Wesen hält,

und sich wenig darum bekümmert, ob sie einen genießbaren Kern in sich schließt; wo man sich noch innigst freuet, wenn man den Aufzunehmenden zittern sieht, indem man ihn mit einem glühenden Eisen bedroht, ihm brennendes Harz ins Gesicht bläst, oder ihn mit einem Lappen schreckt, den man in rothen Wein, statt Blut getaucht hat. — Allein diese wenigen Ueberreste der Barbarei, die hie und da die Einfalt noch fest hält, weil sie ein rohes ungebildetes Gefühl ergötzen — schwinden in eben dem Grade dahin, wie man anfängt, den Kern der Schale vorzuziehn, und dem Zweck des Ordens seine Gebräuche anzupassen. Was kann die Furcht vor einem glühenden Eisen bewirken? veredelt der Schrecken, den ein blutiggefärbter Lappen verursacht, das Gefühl? Die Vernunft wird endlich auch hier siegen — und dann? —

Der eigentliche Grund ist, sagt ein Dritter, weil die Welt unsre Sitten lästern würde, wenn wir uns

mit dem schönen Geschlecht hinter verschloßnen Thüren versammelten. — Welch ein Grund! Wie tief müßte die Gesellschaft in der Meinung der Welt herabgesunken seyn, wenn sie befürchten müßte, daß man ihre Zusammenkünfte für Tummelplätze der Sinnlichkeit und des Lasters hielte, indem sie sich bestrebte, der reinsten Tugend zu huldigen! —

Vielleicht würde man strenger in der Wahl der männlichen Mitglieder seyn müssen, wie man jetzt ist, man würde Niemanden den Eingang verstatten dürfen, der nicht den Ruf einer strengen Sittlichkeit hätte — aber das wäre ja gut, dabei gewönne ja die Gesellschaft außerordentlich. Auch in Rücksicht der weiblichen Mitglieder müßte diese Strenge beobachtet werden, und nur der Genius der Unschuld und der Tugend müßte ihnen die Pforte des Tempels öffnen; und dann — wenn die Lästerung auch zischte, wer würd' ihrer achten!

Der wahre Grund der Ausschließung des schönen Geschlechts von der Freimaure-

rei, liegt in der Barbarei des Zeitalters, da sie gestiftet wurde. Roh und von aller Kultur des Geistes entblößt, sah der Mann das Weib als ein untergeordnetes Wesen an, weil er stärker war; als ein Werkzeug seines Vergnügens, das an seinen ernsthaften Geschäften nicht Theil nehmen durfte. Kaum daß man ihm einen Zutritt in Gesellschaften gestattete, die der Unterhaltung und der Freude gewidmet waren — wie hätte man sich entschließen können, sie zuzulassen, wenn man sich durch religiöse Weihungen und heilige Gebräuche zu erhabenen Zwecken widmete? Aber hat dann die Kultur unsres Geistes die Rohheit nicht vertilgt, und das Weib zu einem Standpunkt erhoben, den es einzunehmen verdient? Haben wir diesem Geschlecht nicht die Verfeinerung unsers Gefühls, und die eigentliche Grazie in jedem Lebensgenusse zu verdanken? Warum kleben wir denn an Gebräuchen, die dem Jahrhundert ihrer Erfindung Schande machen?

Ich habe dir, gutes Mädchen, mit allem, was ich hier gesagt habe, kein Kompliment machen wollen — es liegt dabei Wahrheit, und ein gewisser Eigennutz zum Grunde, den — du nicht mißdeuten kannst. Du weißt, wie sehr ich gemischte Gesellschaften liebe, und weißt auch warum. Mit euch flieht jede Grazie aus der Gesellschaft, Geschmack und Feinheit aus der Unterhaltung. Kein zürnender, mißbilligender Blick eines schönen Auges hält dort die ausbrechende Leidenschaft im Zaum, kein Ehrfurcht erzwingendes Erröthen der Unschuld bindet hier die schlüpfrige Zunge des leichtsinnigen Jünglings; und — die Unterhaltung sinkt unter die Würde der Vernunft herab! Ja, holdes Mädchen, die Humanität, diese liebenswürdige Göttin, hat vorzüglich euch zu ihren Priesterinnen gemacht, so lange ihr — unter Männern seyd. —

In gemischten Gesellschaften bildet der Mensch sich zur Humanität, einzeln sinkt jedes Geschlecht zurück. Die Rauheit des

Mannes verliert sich in der Sanftmuth des Weibes, die Schwachheit des Weibes hebt sich an männlicher Stärke, und beide gehn Hand in Hand einen Pfad, der ihnen einzeln verschlossen ist.

Warum verachtet der Freimaurer aber, der doch vorgiebt, sich so eigentlich der Humanität zu widmen, dies Mittel, welches die Natur selbst ihm darbietet? — Geduld! die Binde des Vorurtheils wird einst von seinem Auge sinken, und er wird sich schämen, daß er blind war!

So etwas von diesem Gefühl regt sich schon ziemlich lange in dem Orden. Daher empfängt jeder Freimaurer bei seiner Einweihung ein Paar Frauenzimmerhandschuh, die er mit der Versicherung verschenken muß, daß der Orden die guten Schwestern schätze und liebe, ob er sie gleich von seinen Versammlungen auszuschließen gezwungen sey. In der That ein sehr sonderbares Beweismittel! Doch man ist weiter gegangen, und hat unter dem Namen der Adoptionsfreimäurerei, ein

eignes System, und eigne Logen für Damen gestiftet, worin sich beide Geschlechter mit einander versammlen. Aber welcher Zweck liegt dieser Stiftung zum Grunde? und wie verhalten sich die angewandten Mittel zur Erreichung desselben? Man kann dem Reitz nicht widerstehen, zu glauben, das Ganze sey bloß zum Vergnügen und einer geselligen Unterhaltung erfunden. Denn wozu kann es nützen, ein armes Mädchen bei der Einweihung in Schrecken und Verwirrung zu setzen, und sie durch den Biß in einen Apfel an die Sünde ihrer Urmutter Eva zu erinnern? Ist es ein Wunder, wenn diese Logen — statt sich auszubreiten — immer mehr verfallen und verschwinden? Das Ganze ist ein Mißbrauch der Freimauerei, die durch Veredlung des Gefühls, durch Bildung des Herzens und des Kopfes zur Humanität leiten soll — zu einem Possenspiel, das eine Zeitlang vergnügen, aber nicht nützen kann!

Wer ein Rituale für eine Loge entwerfen wollte, die für Damen zugänglich sey,

und den erhabenen Zweck der Maurerei ganz erreichen sollte, müßte nothwendig das weibliche Herz ganz kennen, müßte sowohl auf euer zartes Gefühl, als auf die Feinheit eurer Delicatesse Rücksicht nehmen; müßte nothwendig mit einer Freundin gemeinschaftlich arbeiten, die mit deiner Empfindsamkeit, Mädchen, auch deinen hellen Kopf, und deinen gebildeten Geschmack verbände!

Ich freue mich, Lotchen, auf die glücklichen Tage, wo mich das Schicksal wieder mit dir vereinigen wird, wo — in den grünen Gängen deines Parks uns niemand belauscht, als — die Grazie der Unschuld, die dich immer umschwebt! wenn ein alter Freimaurer diese Briefe läse, würd' er mir vorwerfen: daß die Liebe einen großen Antheil daran hätte! aber mag sie immer — wahre Liebe und Vernunft haben sich noch nie einander widersprochen! wer ist nun besser daran, wen die Vernunft, oder wen die Liebe vernünftig seyn lehrt? — Wie sicher bin ich der Entscheidung, Mädchen,

wenn sie von dir abhängt, und nur dich erkenn ich als Schiedsrichterinn an!

Du bist alles meinem Herzen,
meine Freuden, meine Schmerzen
sind Geschöpfe des Gedankens:
ob mein Lotchen mich auch liebt!

Und der Wunsch, nur ihr zu leben,
ist das Steur, das meinem Leben,
Richtung durch die Felsenpfade,
zu des Todes Hafen giebt!

N. S.

Damit die angeführten Verse dich nicht — stolz machen, möcht' ich um alles in der Welt nicht sagen, also: ärgern, will ich gestehen, daß ich sie nachgeschrieben habe, und zwar, weil sie so halb und halb mein Gefühl ausdrücken. Halb und halb sag' ich; denn gutes Mädchen, würdest du deinen Anton so unaussprechlich lieben können, wär er nicht fähig, dies Steuer-

ruder zu zerschlagen, wenn einst unsere Wege an einem Scheidepunkte sich kreuzten, wo ein Herkules durch seine Wahl unsterblich wurde?

Dritter Brief.

Du frägst mich ferner, theures Mädchen, ob ich den Plan ausgeführt habe, oder noch ausführen werde, von dem ich mündlich so viel mit dir sprach, nehmlich ein: Satyrisches Wörterbuch zu schreiben? Nein gutes Mädchen! und zwar aus verschiedenen Gründen. 1) Mangelt mir die Zeit. Meine Geschäffte häufen sich unbeschreiblich, und zu sehr tummel' ich jetzt mein Steckenpferd, die Kunst, und das Studium derselben, als daß ich an Arbeiten der Art denken könnte. 2) Werd ich immer mehr und mehr überzeugt, daß Satyrenschreiben ein sehr undankbares und unbelohnendes Geschäft ist. Es giebt der Thoren zu viel auf der Welt, als der Thorheit

ungestraft den Krieg ankündigen zu können. Jeder Narr, an dessen Schelle man klingelt, hält sich für so beleidigt, daß er nach den Begriffen einer ächt ritterlichen Ehre, diesen angethanen Schimpf auf Tod und Leben zu rächen sucht — und wer will sich wohl jetzt noch gern der lieben Wahrheit wegen die Haare zausen lassen?

Hab' ich gleich eine schützende Göttin, zu der ich flüchten könnte, in deren Anschaun ichs vergessen würde, wenn die Erde um mich brennte, und der Himmel den Einsturz drohte — — hab' ich gleich dich holdes Mädchen; wünsch ich doch mit der Welt in Eintracht zu leben, und will daher hinfort dem Thoren gern die Freude gönnen, daß er ein Thor ist!

Um indeß wieder auf mein Wörterbuch zu kommen, so hatte ich wirklich schon damit den Anfang gemacht, zu einigen hundert Artikeln die Titel zu verfertigen, und einige auszuführen. Ich war das ganze Alphabet durchlaufen, und kein Buchstab

fand sich, mit dem sich nicht ein Wort anfing, das eine belachenswerthe Thorheit bezeichnete, oder eine Menschenklasse kenntlich machte, welche die Geißel verdiente. Mein Werk hätte also müssen in Folio gedruckt, und in vielen Bänden herausgegeben werden, und — meine Bücher sind zunächst alle bestimmt, dir mein Lottchen zu gefallen, dir eine Stunde zu verkürzen, wo du Lust hast zu tändeln, und dich von den Geschäften des Lebens zu erholen!

Da ich indeß gerade einen kurzen Artikel finde, wie ich ihn hier für jenes Wörterbuch bestimmt hatte, theil ich ihn dir mit, um dein Urtheil darüber zu hören. Er führt die Aufschrift: die Abderiten. Die Einwohner des alten Abdera waren berühmt wegen der Thorheiten, welche unter ihnen herrschten, und des Klugheitsdünkels, der sich ihrer Köpfe so augenscheinlich bemeistert hatte. Sie achteten nichts, hielten nichts für gut und nützlich, was nicht aus ihrem

Gehirn

Gehirn kam, und fanden alles, was hier entsprang, bewunderuswerth und göttlich. Die Hauptingredienzien des Abderitensinns, sind Eigenliebe und Unwissenheit. Die Eigenliebe traut sich alles zu, und die Unwissenheit zieht einen Nebel um die Augen, damit das Bessere nicht gesehn wird. Es wird Abderiten geben, so lange es Eigenliebe und Unwissenheit unter den Menschen giebt — und wann werden die Zeiten kommen, wo diese aufhören?

Da indeß in den Augen des vernünftigen Mannes nichts so lächerlich macht, da der wahren Aufklärung nichts so stark entgegen wirkt, als dieser Abderitensinn; so sollte sich jeder bemühen, ihm entgegen zu arbeiten. Allein was bleibt einem armen Wörterbuchschreiber dabei anders zu thun übrig, als zu warnen, wer sich warnen lassen will?

Schlummert also nicht mehr so süß in den Armen dieses Dämons, ihr guten Lan-

desväter, Fürsten, Prälaten und Ritter, reißt die gefärbte Brille von eurer Nase, die er euch aufsetzte, damit ihr den Geist der Zeit kennen lernt, in welcher ihr lebt, und es euch wohlgehe!

Ihr Söhne Aesculaps, hört auf, euch über Braunianismus zu zanken und zu streiten, befolgt die goldne Regel des heiligen Paulus: prüft alles, und das Gute behaltet, denn eure Kunst gilt Menschenleben!

Ihr Sektenphilosophen a la Nicolai und Fichte, ihr — — ihr — — doch wenn würd' ich fertig werden, sollt' ich alle Namen nennen, die hieher passen? und was würd' es am Ende helfen?

Thoren zu bessern tauch' ich
meinen Pinsel nicht in die Farben des Spottes —
denn wie sollten Thoren sich bessern können
da sie Thoren sind?

Sieh! gutes Mädchen, so ungefähr hätt ich das Wesen betrieben, doch — der Plan schlummert, und schwerlich wird etwas fähig seyn, ihn zu erwecken. Mit morgender Post bekommst du wieder einen Brief, denn zu hart ist die Drohung deines letzten Schreibens: nicht eher die Feder wieder anzusetzen, bis ich auf alle Fragen geantwortet habe, die du mir vorlegst. — Ich gehorche, grausames, liebenswürdiges Mädchen, und kann nicht aufhören, dich als ein Wesen zu betrachten, daß die schöpferische Natur hervorbrachte, mich den Werth des Daseyns zu lehren!

Vierter Brief.

Allerdings hab ich das Vaudevil der Franzosen oft besucht, und es scheint mir fast unglaublich, daß ich nicht davon mit dir gesprochen haben sollte; da theatralische Gegenstände uns so oft Stoff zur Unterhal-

tung gaben. — Hat das Vaudevil gerade einen interessanten Gegenstand, so kann es allerdings unterhalten; es ist übrigens nichts als ein wahres Mittelding zwischen Oper und Schauspiel, oder vielmehr die Oper auf ihrer niedrigsten, unvollkommensten Stufe.

„Was? rufst du verwundernd aus, eine Oper auf der niedrigsten Stufe? Wie ist es möglich, nachdem wir eine Oper auf der höchsten Stufe der Vollkommenheit haben, eine Erfindung daraus zu machen, sie wieder auf die niedrigste Stufe zu stellen?“ Das klingt freilich sonderbar, gutes Kind, aber dennoch ist's genau so. Denke dir ein Volk, das gern eine Oper haben möchte, aber keinen Tonsetzer hat, der fähig wäre, sie zu komponiren, — und wenn es nun vom Singspiel überhaupt eine sehr unvollkommene Idee hätte — wie meinst du wohl, daß es sich helfen würde? Etwa so: Wenn es von seinen Nachbarn einige Melodien zu Liedern entlehnt hätte, würde es

versuchen, ein ganzes Stück auf der Bühne darnach zu singen, und, wenn einer einmal allein eine ganze Strophe sänge, die Musik einfallen lassen. Dies würde nun freilich etwas langweilig seyn, aber es wäre doch ein wahres Vaudevil.

„Ist das Ernst, Anton?" — hör' ich dich wieder fragen, und versichre, daß es wahrer Ernst, und nichts mehr und nichts weniger, als mit dürren Worten, die Geschichte der deutschen Oper ist. Willst du den Beweis haben? Hier ist er!

Gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts wurden in Deutschland die Singspiele bekannt, und wahrscheinlich holte man die Idee aus Italien. Es war indeß damals so wenig an Componisten als an Sänger zu denken, die ein ordentliches Singspiel hätten setzen, oder aufführen können. Man wählte daher eine bekannte Volksmelodie, und sang das gange Stück, welches der Dichter dem Versmaß jenes Volksliedes angepaßt hatte, darnach ab. Zwischen den

Jahren 1570 und 1589 lebte in Nürnberg ein Dichter und Zeitgenoß des berühmten Hans Sachs, mit Namen Ayrer, von welchen wir folgendes Werk besitzen:

„Opus theatricum, oder dreißig ausbündige schöne Comedien und Tragedien, von allerhand denkwürdigen alten römischen Historien und andern politischen Geschichten und Gedichten: samt noch andern sechs und dreißig schönen, lustigen und kurzweiligen Fastnacht oder Possenspielen. Durch weiland den ehrbaren und wohlgelehrten Herrn Jacobum Ayrer, Notar Publ. und Gerichtsprocuratorn zu Nürnberg sel. Aus mancherlei alten Poeten und Scribenten zu seiner Weil und Lust mit sonderm Fleiß zusammencolligirt und in deutsche Reimen spielweis verfaßt, daß man alles persönlich agiren kann. Samt einem dazu gehörigen Register. Nürnberg in Folio. 1618."

In diesem lustigen kurzweiligen Buche sind nun unter den Fastnachts- oder Possen-

spielen folgende neun, die den Beweis zu meiner obigen Behauptung liefern.

1) Ein schön Singets-Spiel, der verlarfte Franciscus, mit der venedischen jungen Wittfrauen, mit vier Personen. In des Rolands Ton.

2) Ein schönes neues Singets-Spiel von einem ungerechten Juristen, der ein Münch worden, mit sechs Personen. Im Ton: Liebhaben steht einem Jeden frei ꝛc.

3) Ein Singets-Spiel, von dreien bösen Weibern, denen weder Gott noch ire Männer recht können thun, mit sechs Personen. Im Ton, wie man den englischen Roland singt.

4 Ein schön Singetsspiel, der Forster im Schmalzkübel mit vier Personen. Im Ton: Aus frischem freien Muth, tanz du mein edles Blut.

5) Ein schöns neus Singets-Spiel, von dem Knörren Cünzlein, mit vier Per-

sonen. Im Ton: Venus du und dein Kind, seynd alle beide blind 2c.

6) Ein schöns neus Singets-Spiel ist genannt: Der Münch im Käskorb, mit fünf Personen. Im Ton, wie man den englischen Roland singt.

7) Ein Singets-Spiel, der Wittenbergisch Magister in der Narrenkappen, mit sieben Personen. Im Ton, wie man den Dillathey o Narr dummel dich, singt.

8) Ein schönes neues Singets-Spiel, von etlichen närrischen Reden des Claus Narren und anderer zusammencolligirt, mit sechs Personen. In des englischen Rolands Ton.

9) Ein schöns neus Singets-Spiel, von dem Eulenspiegel, mit dem Kaufmann und Pfeifenmacher, mit sechs Personen. In des engländischen Rolands Ton.

Der Geschmack in diesen Stücken läßt sich so ziemlich schon aus dem Titeln ab-

nehmen, allein es waren doch wahre Vaudevils; und Deutschland besaß bereits im s e c h z e h n t e n J a h r h u n d e r t, was jetzt in allen Deutschen Journalen und Zeitungen, als eine nagelneue Pariser Erfindung ausposaunt wird. So gehts indeß den Erfindungen sehr oft, doch vorzüglich nur denen, die Deutschen Ursprungs sind! denn wirklich giebts noch eine Menge Deutscher Gelehrten, die mit der Bildungs- und Litterär Geschichte der Griechen, Römer, Franzosen, Engländer u. s. w., weit bekannter sind, als mit der Geschichte ihrer eignen Nation.

Was das Vaudevil nun selbst betrift, so hab' ich ihm eigentlich keinen Geschmack abgewinnen können. Sei es nun, weil mein Ohr zu wenig an Gesang ohne Musik gewöhnt ist, oder weil das lange Einerlei der Melodie ermüdet. Die Franzosen wissen indeß ihren Gesang dabei der bloßen Declamation sehr nahe zu bringen, und wenn ein ganzes Stück zweckmäßig compo-

nirt, und auf diese Art gesungen würde, glaub ich, wir kämen dadurch der Declamation der alten näher; welche, da sie von einem Instrument begleitet werden konnte, durchaus von größerm Umfang seyn mußte, als unsre Declamation. Ob die Natur der Darstellung dabei gewönne, ist eine andre Frage, die Schönheit gewönne indeß auf jeden Fall dadurch. Wir müßten die Darstellungen eines Stücks dann als ein Kunstwerk betrachten, daß wie die Statue des Apolls bloß Ideal wäre. Es würde dadurch auch das abscheuliche Declamationswesen vernichtet, das jetzt diejenigen betreiben, welche von dem Grundsatz ausgehn, daß die Declamation eben so idealisirt werden müsse, wie die Mimik, und dann in eine Art zu reden fallen, die dem Ohre als Kanzelton so unerträglich fällt.

Sollte man einmal ein ganzes Stück componiren, und wie das Vaudevil vortragen, so würde es zwischen der Rede und dem wirklichen Gesange gerade die Mittel-

stelle einnehmen, die der pantomimische Tanz zwischen der Gesticulation und dem reinen Tanz einnimmt, und würde vielleicht eben die angenehme Wirkung hervorbringen. Die Schauspiele der Alten waren zuverläßsig pantomische Tänze mit dieser Gattung des Halbgesangs verbunden, indem sie so wohl ihre Reden als ihre Geberden nach dem Tact einer Musik abmaßen.

Wenn dir, liebes Lotchen, nun die Zeit während Lesung dieses Briefs lang geworden ist, so zürne eigentlich über deine Frage, und laß es den armen Anton nicht entgelten, der es für seine Pflicht hält zu antworten, und nicht davor kann, wenn seine Gebieterin ihm Fragen vorlegt, worauf sich nichts Intressantes antworten läßt.

Noch enthält dein Brief zwar einige Fragen, noch schwebt mir zwar deine Drohung in den Ohren — doch, ich wills darauf wagen, nichts weiter zu schreiben! Ich müßte anfangen, bei meinen Antwor-

ten nachzudenken, und du weißt, welch ein Feind ich von Nachdenken bin! leb wohl, mein gutes liebes Mädchen! und vergiß deinen Anton nicht!

VII.

Sinngedicht.

Die Welt liegt krank
an Vorurtheilen,
und der verdiente Dank,
dem's glückte sie zu heilen,
von ihren Vorurtheilen.
Vor allen säh' ich gern erst zwei ver-
drungen,
das eine für, das andre gegen
Neuerungen!

VIII.

Wer hat Recht?

Der Abbe Sieyes zu Paris fällte einst ein Urtheil über die Deutsche Nation, welches, wie mir deucht, den Charakter derselben sehr scharf ausdrückt. „Während wir, (Franzosen) sagt er, uns über die Verschiedenheit unsrer politischen Meinungen die Köpfe blutig schlagen, debattiren die Deutschen ruhig fort, welche von diesen Meinungen die beste und wahrste sey.“

Man verkannte zeither in Deutschland diesen Charakter der Nation, und suchte hie und da das Debattiren zu hemmen, weil man fürchtete, es möchte gleichfalls zum Ausschlagen kommen — allein man scheint nach gerade diese Furcht wieder zu verlieren.

Ich wag' es daher, die Verschiedenheit in den Meinungen zweier Männer, die in Deutschland allgemein verehrt werden, zur Sprache zu bringen.

Schiller ließ in den Horen Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen drucken, zuerst schildert er in demselben den großen Kampf zwischen Freiheit und Despotismus, der jetzt Europa erschüttert, und bemerkt sehr richtig, wie jeder das Recht habe, sich in diesem großen Kampfe, als Theil und als Richter zu betrachten; allein der ganze Kampf ist umsonst! „In andern Welttheilen meint er, wird man in dem Neger die Menschheit ehren, und in Europa sie in dem Denker schänden. — Die alten Grundsätze werden bleiben, aber sie werden das Kleid des Jahrhunderts tragen, und zu einer Unterdrückung, welche sonst die Kirche autorisirte, wird die Philosophie den Namen leihen. Von der Freiheit erschreckt, die in ihren ersten Versuchen sich immer als Feindin ankündigt, wird man dort sich einer bequemern Knechtschaft in die Arme werfen, und hier, von einer pedantischen Curatel zur Verzweiflung gebracht, in die wilde Ungebundenheit des Naturstandes entspringen. Die Usurpation

wird sich auf die Schwachheit der Menschen-Natur, die Insurrection auf die Würde derselben berufen, bis endlich die große Beherrscherin aller menschlichen Dinge, die blinde Stärke dazwischen tritt, und den vorgeblichen Streit der Principien wie einen gemeinen Faustkampf entscheidet."

Es ist mithin die schöne Hoffnung, zu deren Erfüllung, wie er ferner meint, „uns jetzt die physische Möglichkeit gegeben zu seyn scheint, nehmlich: das Gesetz auf den Thron zu stellen, den Menschen endlich als Selbstzweck zu ehren, und wahre Freiheit zur Grundlage der politischen Verbindung zu machen — vergeblich! Die moralische Möglichkeit fehlt, und der freigebige Augenblick findet ein unempfängliches Geschlecht."

Kurz: um frei zu werden, muß der Mensch reif zur Freiheit seyn, und diese Reife, welche die schöne Kunst herzuführen muß — ist noch „eine Aufgabe für mehr als ein Jahrhundert."

Ich

Ich weiß dem hier gesagten nichts besseres entgegen zu setzen, als was Kant in seiner philosophischen Religionslehre pag. 274 in einer Anmerkung sagt: „Ich gestehe, (dies sind die Worte des Philosophen, welchen der Verfasser jener Briefe selbst erinnert, indem er sagt: daß es größtentheils Kantische Grundsätze sind, auf welchen seine Behauptungen ruhen;) Ich gestehe, daß ich mich im Ausdruck, dessen sich auch wohl kluge Männer bedienen, nicht wohl finden kann: Ein gewisses Volk (was in der Bearbeitung einer gesetzlichen Freiheit begriffen ist) ist zur Freiheit nicht reif — die Leibeignen eines Gutseigenthümers sind zur Freiheit noch nicht reif; und so auch die Menschen überhaupt sind zur Glaubensfreiheit noch nicht reif. Nach einer solchen Voraussetzung aber wird die Freiheit nie eintreten, denn man kann zu dieser nicht reifen, wenn man nicht zuvor in Freiheit gesetzt worden ist. (Man muß frei seyn,

um sich seiner Kräfte in der Freiheit zweckmäßig bedienen zu können). Die ersten Versuche werden freilich roh, gemeiniglich auch mit einem beschwerlichern und gefährlichern Zustande verbunden seyn, als da man noch unter den Befehlen, aber auch der Vorsorge anderer stand; allein man reift für die Vernunft nie anders, als durch eigne Versuche, (welche machen zu dürfen, man frei seyn muß). Ich habe nichts dawider, daß die, welche die Gewalt in Händen haben, durch Zeitumstände genöthigt, die Entschlagung von diesen drei Fesseln noch weit, sehr weit aufschieben; aber es zum Grundsatze machen, daß denen, die ihnen einmal unterworfen sind, überhaupt die Freiheit nicht tauge, und man berechtigt sey, sie jederzeit davon zu entfernen, ist ein Eingriff in die Regalien der Gottheit selbst, die den Menschen zur Freiheit schuf."

In den Behauptungen beider Männer liegt nun ein gerader Widerspruch.

Schiller sagt: Um frei zu werden,

muß der Mensch zuvor reif zur Freiheit seyn.

Kant dagegen sagt: Um reif zur Freiheit zu werden, muß der Mensch zuvor frei seyn.

Welche von beiden Behauptungen ist nun die wahre? daß die Beantwortung dieser Frage sehr wichtig, ja, daß sie selbst unter die intressantesten Fragen gehört, welche man unserm Zeitalter zur öffentlichen Untersuchung vorlegen kann — ist in die Augen fallend.

Bei Schillers Behauptung muß jedem Unpartheiischen indeß die bekannte Fabel von dem weisen Schwimmer einfallen, der, da er zum erstenmale den Fuß ins Wasser setzte, und merkte, daß er sinken würde, den klugen Vorsatz faßte, sich nicht eher wieder ins Wasser zu wagen, bis er in der Kunst zu schwimmen, vollkommen Meister sey. — Die Behauptung selbst steht auch ohne allen andern Beweis da,

als der aus den muthmaßlichen Folgen des jetzigen Strebens nach Freiheit gezogen ist; allein mit diesen Folgen sieht es für den Verfasser jetzt sehr mißlich aus, und es könnte sich vielleicht das Gegentheil von dem ergeben, was er daraus herleiten will; dagegen ruht Kants Behauptung auf Gründen, die sich aus der Entwickelung der Kräfte des Menschen von selbst ergeben.

Wenn ich sage, daß Schillers Behauptung ohne einen andern Beweis dasteht, als den eben angeführten, so will ich damit keinesweges behaupten, daß er weiter keine Gründe für sich anzuführen wüßte — vielmehr enthält der ganze dritte Brief ein scharfsinniges Raisonnement, das den eigentlichen Beweis enthalten soll, allein es wird sich durch eine kurze Auseinandersetzung der darin aufgestellten Gründe zeigen, daß es nicht die geringste Beweiskraft hat.

In den beiden ersten §. §. stellt der V. verschiedene Sätze auf, die sich alle auf den einen von Kant angeführten Grundsatz

reduciren lassen: „daß die Vernunft nur durch eigne Versuche reift."

„Die Natur, sagt er, fängt mit dem Menschen nicht besser an, als mit ihren übrigen Werken: sie handelt für ihn, wo er als freie Spontaneität noch nicht selbst handeln kann. Aber eben das macht ihn zum Menschen, daß er bei dem nicht stille steht, was die bloße Natur aus ihm machte, sondern die Fähigkeit besitzt, die Schritte, welche jene mit ihm anticipirte, durch Vernunft wieder rückwärts zu thun, das Werk der Noth in ein Werk seiner freien Wahl umzuschaffen, und die physische Nothwendigkeit zu einer moralischen zu erheben."

Dies wird nun im 2. §. durch das Beispiel des Staats erläutert. Wenn der Mensch anfängt, seine Vernunft gebrauchen zu lernen, findet er sich bereits in einem Staate, in welchen der Zwang der Bedürfnisse ihn hinein warf, ehe er in seiner Freiheit diesen Stand wählen konnte. Allein nun bildet er sich in der Idee einen

Naturstand, und „verfährt nicht anders, als ob er von vorn anfienge, und den Stand der Unabhängigkeit aus heller Einsicht und freiem Entschluß mit dem Stande der Verträge vertauschte. Wie kunstreich und fest auch die blinde Willkühr ihr Werk gegründet haben, wie anmaßend sie es auch behaupten, und mit welchem Scheine von Ehrwürdigkeit es umgeben seyn mag — er darf es bei dieser Operation als völlig ungeschehen betrachten, denn das Werk blinder Kräfte besitzt keine Auctorität, vor welcher die Freiheit sich zu beugen brauchte, und alles muß sich dem höchsten Endzwecke fügen, den die Vernunft in seiner Persönlichkeit aufstellt."

Statt diesen Pfad, auf welchem der Verfasser von wahren Grundsätzen ausgieng, und wo er am Ende sicher mit Kant zusammengetroffen wäre — fortzusetzen, und die Ausbildung des Menschen für Sittlichkeit und Freiheit nach denselben Gründen zu entwickeln, springt er auf einmal durch

einen Seitenweg ab, und begiebt sich in das Land der Hypothesen.

„Der Naturstaat, fährt er fort, wie jeder politische Körper heißen kann, der seine Einrichtung ursprünglich von Kräften, nicht von Gesetzen ableitet, widerspricht nun zwar dem moralischen Menschen, dem die bloße Gesetzmäßigkeit zum Gesetz dienen soll, aber er ist doch gerade hinreichend für den physischen Menschen, der sich nur darum Gesetze giebt, um sich mit Kräften abzufinden. Nun ist aber der physische Mensch wirklich, und der sittliche nur problematisch. Hebt also die Vernunft den Naturstaat auf, wie sie nothwendig muß, wenn sie den ihrigen an die Stelle setzen will, so wagt sie den physischen und wirklichen Menschen an den problematisch sittlichen, so wagt sie die Existenz der Gesellschaft an ein bloß mögliches, wenn gleich moralisch nothwendiges Ideal von Gesellschaft. Sie nimmt dem Menschen etwas, das er wirklich besitzt, und

ohne das er nichts besitzt, und weist ihn dafür an etwas an, das er besitzen könnte und sollte, und hätte sie zuviel auf ihn gerechnet, so würde sie ihn für eine Menschheit, die ihm noch mangelt, und unbeschadet seiner Existenz mangeln kann, auch selbst die Mittel zur Thierheit entrissen haben; die doch die Bedingung seiner Menschheit ist. Ehe er Zeit gehabt hätte, sich mit seinem Willen an das Gesetz fest zu halten, hätte sie unter seinen Füßen die Leiter der Natur weggezogen."

Es ist vor allen Dingen hier nothwendig zu bestimmen, was S. unter Naturstaat und sittlichem Staat versteht. Naturstaat ist jeder politische Körper, welcher seine Einrichtung ursprünglich von Kräften und nicht von Gesetzen ableitet. Allein nicht dies Princip allein, worauf der Staat bei seiner Gründung gebaut ist, hat der V. bei seiner Distinction vor Augen, sondern die ganze Einrichtung selbst, die davon abgeleitet ist. Er denkt sich unter Na-

turstaat offenbar den ganzen physischen Staat, die ganze Gesetzgebung, in welcher der Mensch sich mit Kräften absindet. Denn ohne dies hätten die folgenden Aeußerungen: daß der Naturstaat das einzige sey, was der Mensch besitze, und ohne das er nichts besitze — daß man mit ihm jedem Menschen selbst die Mittel zur Thierheit — seine Existenz raube — gar keinen Sinn.

Er denkt sich den Menschen mithin — freilich nach Kantischen Begriffen — in doppelter Rücksicht, und zwar erstlich, wie er sich selbst, als Erscheinung nach dem Naturbegrif denken muß; und in dieser Rücksicht nennt er die Gesellschaft den Naturstaat; ferner, wie der Mensch sich in seiner praktischen Vernunft, unabhängig von allen Naturgesetzen — dem Freiheitsbegrif nach — fühlt, und in dieser Rücksicht nennt er die Gesellschaft den sittlichen Staat. Beide Staaten nun nimmt er für etwas wirkliches an, und glaubt, das Bestreben der Vernunft gehe dahin, mit gänzlicher

Vernichtung des Naturstaats, den sittlichen als den ihrigen an seine Stelle zu setzen.

Es fällt mir wirklich schwer, dies als die wahre Meinung des V anzunehmen, und doch weiß ich außerdem seinen Worten gar keinen bestimmten Sinn beizulegen. Denn wenn ich mit Einführung des sittlichen Staates den ganzen Naturstaat, d. i. nicht allein das Princip, worauf dieser gegründet ist, sondern die ganze Gesetzgebung, in so fern der Mensch sich durch dieselbe mit Kräften absindet, vernichte, bleibt nur ein reiner sittlicher Staat übrig, in welchen sich der Mensch nach dem Freiheitsbegrif denkt.

Nun hält der V. aber bloß den physischen Menschen für wirklich — den sittlichen dagegen problematisch — und glaubt, wenn die Vernunft zu voreilig sey, ehe der Mensch Zeit gehabt hätte, sich mit seinem Willen an dem Gesetz festzuhalten; so wage sie — durch Vernichtung des Naturstaats — den physischen wirklichen Men-

schen an den problematischen sittlichen, wage die Existenz der Gesellschaft, selbst die Mittel zu Thierheit, welche doch die Bedingung der Menschheit sey, an ein Ideal von Gesellschaft, an eine Menschheit, die dem Menschen noch mangelt, und ihm unbeschadet seiner Existenz mangeln kann.

Es ist unbegreiflich, wie der V., der doch von Kantischen Grundsätzen ausgegangen zu seyn bekennt, der die Resultate dieser Philosophie selbst in dem gemeinen Menschenverstande wiederfindet, sich in falschen Ideen verlieren kann. Denn wenn er behauptet, daß bloß der physische Mensch, wie er nach dem Naturbegrif sich als Erscheinung denkt — wirklich, der sittliche aber nur problematisch sey — so verwechselt er offenbar das reine Ideal der Sittlichkeit, welches dem Menschen beiwohnen soll, mit der (subjectiven) Sittlichkeit selbst, die nach jenem bearbeite werden muß, und welche dem Menschen in dem unmittelbaren Bewußtseyn seiner praktischen Ver-

nunft eben so wirklich ist, als seine physische Natur, und seine Existenz selbst. — Es ist unbegreiflich, wie er einen bloß sittlichen Staat, d. i. eine Gesellschaft, in welcher sich der Mensch bloß als moralisches Wesen nach seinem Freiheitsbegrif denkt, überall für möglich hält; daß er glauben kann, das große Bedenken — um mit seinen Worten zu reden — bestehe darin, wie man mitten im Schwunge der Maschine, ein Rad mit dem andern verwechseln — ohne Auflösung der Gesellschaft den sittlichen Staat an die Stelle des Naturstaats setze — ja daß er selbst hoffen kann, dies in der Folge der Zeit, und zwar durch Hülfe der schönen Kunst wirklich zu sehen.

Sein sittlicher Staat ist so wohl als sein Naturstaat eine bloße Idee, und beide haben in der Ausführung nichts weniger gegen sich, als die reine Unmöglichkeit. Ein bloß sittlicher Staat ist nur für unsinnliche Geister möglich, und ein bloßer Naturstaat paßt nicht für Menschen, weil zu

dem Wesen derselben ihre sittliche Natur sowohl, als ihre physische gehört. Es hat auch — so viel uns bekannt ist — nie auf der Erde eine Gesellschaft Menschen gegeben, auf welche der Begrif eines Naturstaats einigermaßen anzuwenden sey. Selbst in den rohesten Verbindungen wilder Völker, leuchten schwache Schimmer von Sittlichkeit hervor, welche beweisen, daß der Mensch auf jeder Stufe seiner Bildung sich als ein sittliches Wesen fühle.

Der spekulativen Vernunft ist es allerdings erlaubt, den Menschen in verschiedener Rücksicht zum Behuf der Wissenschaft, bald als ein bloß physisches, bald als ein blos moralisches Wesen zu betrachten, und sich nach dem Naturbegrif die Idee eines reinen Naturstaats, um nach dem Freiheitsbegrif die Idee eines reinen sittlichen Staates zu bilden. Aber mit diesen Ideen außer sich selbst herauszugehn, und sie in die wirkliche Welt zu übertragen, hier einen reinen Naturstaat suchen — dort einen

reinen sittlichen Staat einführen zu wollen, ist sie keinesweges befugt. Der Mensch steht als Mitglied der Gesellschaft, und als Bürger dieser Welt mit seinem ganzen Ich da, und hat weder das Recht, noch das Vermögen, die Hälfte seines Wesens zu verläugnen.

Alle wirklichen Staaten der Welt sind also — und müssen es seyn, wenn sie für Menschen passen sollen — aus dem Naturstaate und sittlichen Staate zusammengesetzt, und die große Aufgabe der Freiheit besteht keinesweges darin: den Naturstaat zum Vortheil des sittlichen zu vernichten — sondern bloß denselben ihm unterzuordnen. Die Freiheit erfordert nichts, als daß der Naturstaat dem sittlichen, oder was gleichbedeutend ist, der Vernunft unterworfen, und seine Grenzen gehörig bestimmt seyen. Wir müssen uns durch ihn mit allen in der Gesellschaft wider einander strebenden physischen Kräften abfinden, und nur zu verhindern suchen, daß er sich nicht mehr in

die sittlichen Angelegenheiten des Menschen mische, und der Vernunft das Feld beschränke, welches ihr zu ihrer freien Entwicklung und Ausbildung unentbehrlich ist.

Wem nun aus dieser flüchtigen Auseinandersetzung der Schillerschen Gründe einleuchtet, daß seine Behauptung keinen andern Beweis für sich hat, als der aus der eben zu machenden Erfahrung, bei dem jetzigen Streben nach Freiheit gezogen werden kann — so mögte sie schwerlich gegen Kants entgegen stehende Behauptung die Probe halten, indem diese auf eine allgemeine Erfahrung und Erscheinung der menschlichen Natur selbst gegründet ist, daß nemlich die Vernunft nur durch eigne Versuche reift!

IX.

Geschichte einer römischen Gans.

Die römischen Gänse sind in der Geschichte so berühmt, als das acht und neunzigste Jahr einst unter den Jahren des achtzehnten Jahrhunderts seyn wird.

Seit jenen Zeiten, wo sie einst durch ihr Geschnatter das Capitolium retteten, hatte sich eine Art von erblichem Adel unter ihnen gebildet, und eine capitolinische Gans sah mit verachtendem Stolz auf den niedrigen Plebs ihres Geschlechs herab. Vorzüglich war dieser Hochmuthsteufel den jungen Schönen aus diesem Geschlechte so sehr in dem Kopf gefahren, daß sie lieber unbeerbt starben, als schön mit einem Gänserich thaten, der nicht das Recht hatte, seinen Schnabel mit Ruß schwarz zu färben, denn dies war das Kennzeichen der capi-

capitolinischen Gänseriche. Man wachte so gewissenhaft über dieses Ehrenzeichen, daß jeder Gänserich, der es sich anmaßte, ohne seine zwei und dreißig capitolinische Ahnen aufweisen zu können, hart bestraft, und ihm wenigstens die Federn ausgezupft wurden.

Aus diesem edlen Geschlecht nun, entsprang gegen das Ende des Jahres 1797 eine wunderschöne junge Gans, die durch ihren schlanken Wuchs, durch das blendende Weiß ihrer Federn, ihren zierlichen Schnabel und kleinen Fuß alles bezauberte, der Stolz der römischen Gänse, und die Freude ihrer Eltern, oder eigentlich ihrer gnädigen Frau Mama war. Denn über den gnädigen Papa find' ich keine ganz sichre Nachrichten. Die römischen Gänse lebten zwar wie die Menschen in ordentlichen ehelichen Verbindungen, aber die Sittenverderbtheit war unter ihnen — wie unter den meisten adlichen Geschlechtern — so eingerissen, daß man gezwungen war, die Ahnen bloß von

mütterlicher Seite zu berechnen. Besagte Mutter Gans war zwar mit einem stattlichen Gänserich verheirathet, allein dieser hatte in seiner Jugend einmal mit einem unhöflichen Kettenhund ein Duell gehabt, und dabei ein Auge verloren, weshalb er denn nicht alles sah, was seine gnädige Gemahlin, eine sehr galante Dame, that.

Doch ich komme wieder auf die junge Gans zurück, welche die eigentliche Heldin dieser Geschichte ist. Sie hatte kaum ein Vierteljahr zurückgelegt, so fanden sich schon eine Menge Freier aus allen Ständen ein, aber keiner konnte ihr Herz gewinnen. Sie liebte — wie die mehresten jungen Gänse unsrer Zeit — die Lectüre, und da war ihr eine Beschreibung von den großen Thaten ihrer Vorfahren in die Hände gefallen, und ein rühmlicher Stolz hatte sich dadurch ihres jugendlichen, ohnedies etwas eiteln Herzens bemeistert. Sie wollte sich keinen Gatten wählen, der nicht seine Herkunft von jenem tapfern Geschlechte aufs deutlichste documentiren, und selbst durch tapfere

Thaten beurkunden könne. Diese Erklärung brachte unter den jungen Gänserichen große Sensation hervor; denn bekanntermaßen hat es mit der Tapferkeit der heutigen Gänseriche so seine eigne Bewandniß. Manche fiengen an, sich unter einander zu beißen und zu rupfen, und wenn ein Erpel das Unglück hatte aufs Capitolium zu kommen, konnt er vom Glück sagen, wenn er wieder lebendig herab kam.

So standen die Sachen, als sich das französische Kriegsheer, unter dem Befehle des General Berthier Rom näherte. Die Gänse bekamen Nachricht davon, und beschlossen Rom zu retten, um ihrer Vorfahren werth zu seyn, und — mancher junge Fant hofte dabei endlich Gelegenheit zu finden, sich das Herz der grausamen Schöne zu erobern. Diese hochherzige Schöne selbst beschloß, an diesem Kampf für den Ruhm ihrer Ahnen Theil zu nehmen, und dies schien ihr um so leichter zu seyn, da sie glaubte, der Streit würde mit bloßem

Geschnatter beendet werden, und in diesem Stück kannte sie ihre Stärke.

Das römische Volk, welches sich von dieser stattlichen Hülfe nichts träumen ließ, schloß mit den Franzosen die bekannte Capitulation, und übergab die Stadt. Die Gänse wurden über dies feige Betragen aufgebracht, und wollten sich allein zur Wehre setzen; vorzüglich schoß unsere junge Schöne auf den ersten Franzosen zu, den sie sahe, und biß ihn in die Waden. Dieser hatte sich in den Feldzügen des großen Buonaparte in der Kunst der Behendigkeit so geübt, daß es ihm leicht ward, die eifrige Gans zu ergreifen, und sie mitten im Marsch in seinen Tornister zu praktisiren.

Hier hatte nun die Unglückliche Zeit, über ihr Schicksal nachzudenken; und über die Eitelkeit aller weltlichen Vorzüge und Ehren die gegründetsten Reflexionen zu machen, doch die Angst gestattete ihr nicht, zusammenhängend zu denken, denn ihre Phantasie mahlte ihr unaufhörlich den schreck-

lichen Bratspieß vor, und zeigte ihr, wie sie, als eine gemeine Gans gebraten, bald auf der Schüssel dampfen würde; und wirklich war dies ihr Schicksal! Denn kaum war der hungrige Franzos in sein Logis gekommen, als er begierig seinen Tornister öffnete, den schönen Fang heraus nahm, rupfte, an den Spieß steckte und bratete, und alles, was er zu ihrem Lobe sagte, war, nachdem sein Magen sich beruhigt hatte: „Die römischen Gänse schmeckten gerade eben so, wie die Pariser!"

Möchten doch alle schönen Gänse diese warnende Geschichte beherzigen!

X.

Der übereilte Vertrag.

Reineke, der Fuchs, der Erzschelm und Dieb,
der so viel lose Streiche trieb,
daß ein Dichter davon zwölf Bücher schrieb,
gieng einst durch das Land,
wo er den armen Mann Wackerlos
das Hündchen, am Zaume, nackt und bloß
und vom Hunger gepeinigt fand.
Armer Mann! sprach er gerührt, es ist
zum Erbarmen, wie arm du bist!
Komm mit in mein Haus
Malepartus, und ruhe dich aus;
ich will dich versorgen mit Trinken und
Essen
von meinem Tisch, nur mußt du das Bell'n
nicht vergessen,
und fleißig Wache halten, wenn
Fremde vorüber gehn!
Das ist ja mein Amt, sprach Wackerlos und
fieng

an vor Freuden zu springen und gieng
mit dem Fuchse. Dieser gab ihm ein Grübzlein
an der Thür seiner Burg, und brachte ein Kettlein
schön geschmückt und legt ihn dran.
Nun fieng das Hündchen zu fürchten zwar an,
es kannte Reineken — doch ließ es das seyn,
und dacht' sich am stattlichen Tisch zu erfreun!
Reineke bracht einen Braten, fett und schön
vom Geruch, und lieblich zu sehn,
und verzehrt ihn. Du hast ihn gerochen,
sagt er, Wächter! und ließ ihm die Knochen.
Da ächtzte Wackerlos, doch zwang ihn der Magen
an den harten Knochen zu nagen;
nun wünscht er sehnlich ins Freie zurück
wie Rom aus dem Bunde der großen Republik.

XI.

Versuch einer neuen Uebersetzung der Gedichte Oßians.

Oßian ist mein Lieblingsdichter, und eine neue Uebersetzung desselben scheint mir gar nicht überflüssig zu seyn. Ich lege hier meinen Lesern eine Probe vor, mit der Versicherung, daß eine jede gegründete Beurtheilung derselben sehr willkommen seyn wird.

Die Lieder von Selma.

Stern der sinkenden Nacht,
schön ist dein Licht in Westen!
Hebst dein lockiges Haupt
empor von deiner Wolke —
edel sind deine Schritte
über dem Hügel!
  Was siehst du im Thale?
  die Sturmwinde schweigen,
  des Waldstroms Gemurmel
  ertönet von weitem,
  und brausende Wogen

umklimmen den Fels —
Die Fliegen des Abends
auf wankenden Schwingen
durchsummen die Flur! —
Was siehst du schönes Licht?
Doch — du lächelst und fliehst —
Wogen taumeln voll Freude um dich
und baden dein lockiges Haar.
Fahre hin — schweigender Strahl!
Und laß in Oßians Seele
aufgehn das Licht!
Seht! er erhebt sich
in seiner Stärke —
geschiedne Freunde,
euch seh ich wieder,
am Lora weilt ihr,
wie in den Tagen,
die nicht mehr sind!
Gleich einer Säule von Nebel
erscheint Fingal, rund um ihn
sind seine Helden versammlet!
Und seht — dort erscheinen
die Barden des Liedes!
Graulockiger Ullin —
du stattlicher Rino,

Alpin, mit der tonvollen Stimm'
und die sanfte Klage Minona's!
Meine Freunde! wie seyd ihr verändert
seit den Tagen von Selmas Festen!
Wo wir buhlten wie die Lüftchen des Frühlings,
welche fliegend über den Hügel
wechselnd beugen das leise lispelnde Gras!
Minona tritt hervor in ihrer Schöne
mit traur'gem Blick und thränenvollem Aug',
ihr Haar wogt schwer im Lufthauch, welcher unstät
vom Hügel wallt. Der Helden Seelen trauern
wenn sie die sanfte Stimm' erhebt;
denn oftmals sahn sie Salgars Grab
die dunkle Wohnung der weißbus'gen Kolma.
Kolma, verlassen — allein auf dem Hügel
mit ihrer tonvollen Stimme —
Salgar versprach ihr zu kommen, aber
die Nacht sank umher herab!
O höret Kolmas Stimme
da sie allein am Hügel saß!

Kolma.

Es ist Nacht — ich bin allein
verloren am stürmigen Hügel!
der Wind saust hoch im Gebirge,
der Strom heult nieder vom Felsen
und keine Hütte beschützt mich vor Regen
verloren am stürmigen Hügel! —
Erhebe o Mond! dich von deinem Gewölk;
erscheinet Sterne der Nacht!
Leite mich irgend ein Licht zu dem Orte
wo mein Geliebter ruht
von der Arbeit der Jagd —
ungespannt sein Bogen bei ihm
und um ihn die schnaubenden Hunde!
aber allein muß ich hier sitzen
am Felsen des moosigen Stroms —
Laut brüllt der Strom und der Wind,
ich kanns nicht hören,
wenn mein Geliebter ruft!
Warum verzieht mein Salgar?
warum, o Sohn des Hügels!
verziehst du dein Versprechen?
Hier ist der Fels und der Baum,
und hier der rauschende Strom!
versprachst mit der Nacht hier zu seyn. —

ach, wohin gingst du mein Salgar?
mit dir wollt ich fliehn, meinen Vater
und meinen Bruder — die Stolzen!
Unsre Geschlechter sind lange Feinde,
doch wir sind nicht Feinde, mein Salgar!
Schweig o Sturm! ein kleines Weilchen,
schweig ein Weilchen, o Strom!
Laßt mich rufen durch die Haide,
laßt meinen Wandrer mich hören!
Salgar! ich bins die ruft!
hier ist der Baum und der Fels —
Salgar! mein Lieber! ich bin hier —
warum verziehst du zu kommen?

Sieh! der Mond erscheint
und die Fluth im Thale glänzt,
auf des Hügels Antlitz,
grauen dort die Felsen —
aber ich sehe
ihn nicht auf dem Gipfel,
die Hunde verkünd'gen
noch nicht, daß er kommt —
ich muß allein hier sitzen! —

Aber wer sind diese,
die dort vor mir liegen auf der Haide?

ist mein Geliebter dies? und dies mein
Bruder?
o sprecht mit mir meine Freunde?
ach — sie antworten nicht —
meine Seel' ist gequält mit Angst —
ach! — sie sind todt!
ihre Schwerdter vom Kampfe roth —
o mein Bruder! mein Bruder!
warum erschlugst du meinen Salgar?
o mein Salgar! mein Salgar!
warum erschlugst du meinen Bruder?
Beide war't ihr theuer mir!
unter Tausenden am Hügel
warest du der Schönste —
er im Kampfe schrecklich:
O sprecht mit mir!
höret mich reden
meine Lieben! —
Aber ach, sie schweigen!
werden ewig schweigen —
kalt wie Erd' ist ihre Brust!
O vom Felsen des Hügels,
vom Gebirge der Stürme,
sprecht, ihr Geister der Todten,
sprecht — es soll mich nicht schrecken —

wohin gingt ihr zur Ruhe?
in welcher Höhle des Berges
soll ich wieder euch finden? —
Keine schwache Stimme
tönet in dem Winde —
keine halbverwehte Antwort
in des Hügels Stürmen. —
Hier sitz' ich im Grame,
und harre des Morgens mit Thränen!
Errichtet das Grabmahl, ihr Freunde der
Todten,
doch schließt es nicht, bis Kolma kommt! —
Mein Leben gleicht einem Traume,
wie sollt' ich hier länger noch weilen?
hier will ich ruhn mit meinen Freunden!
wenn die Nacht auf den Hügel herabsinkt,
und die Wind' auf der Haide wehen,
soll mein Geist auf dem Winde stehen,
und trauern den Tod meiner Freunde!
der Jäger wird in seiner Hütt' es hören,
und fürchtend meine Stimme lieben,
die sanft um meine Freunde tönt —
denn beide liebt ich sie! —

Inhalt.

Seite.

I. Mein Lebensfaden. 3

II. Der Eiferer. 5

III. Phantasie. 7

IV. Der Brief, oder Liebe und Delicatesse ein Gemählde in vier Acten. 13

V. Das Schilderhäuschen am Rhein. 165

Seite.
VI. Mahler Anton an Lotchen. 176

VII. Sinngedicht. 221

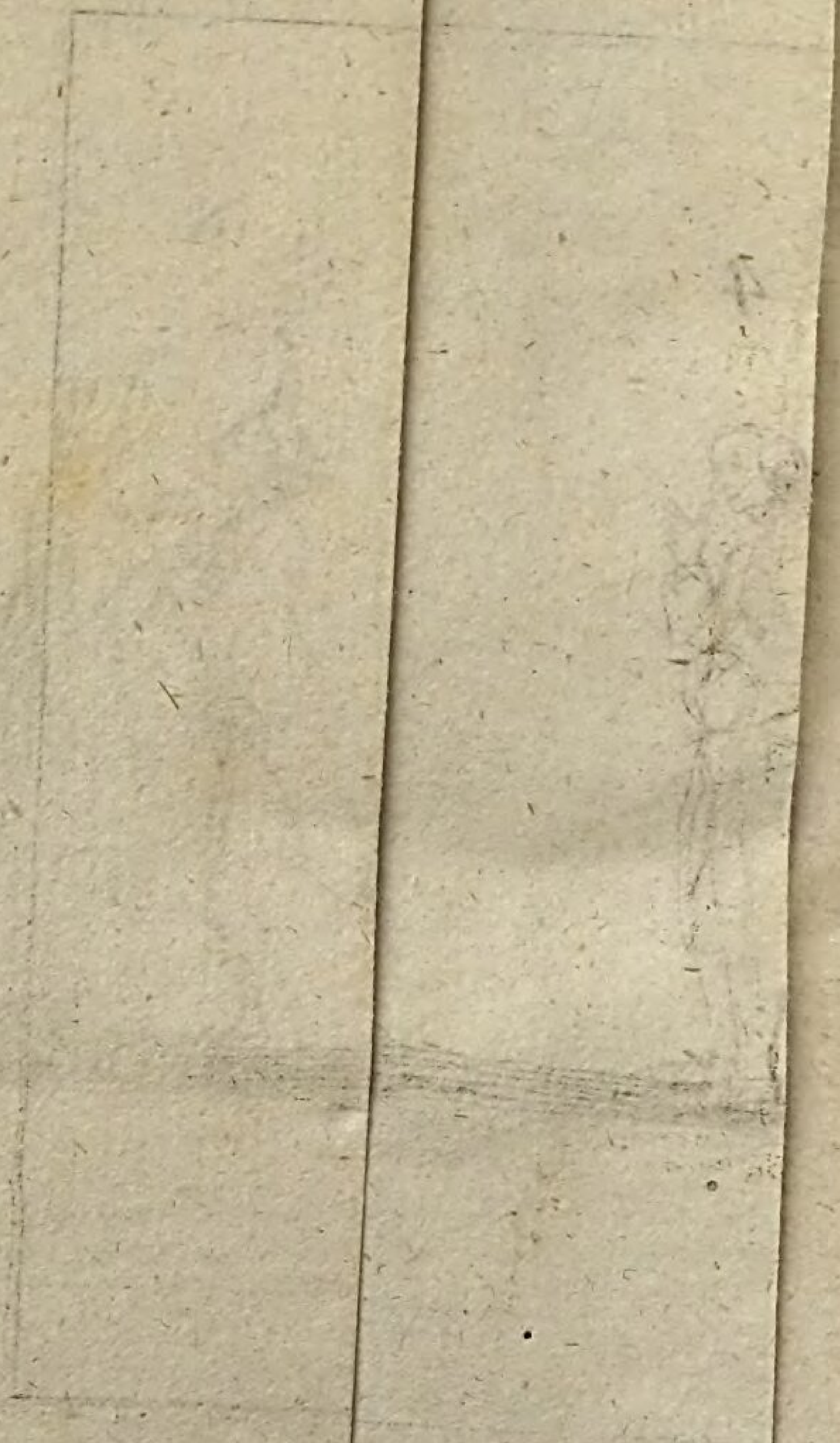
VIII. Wer hat Recht. 222

IX. Geschichte einer römischen Gans. 240

X. Der übereilte Vertrag. 246

XI. Versuch einer neuen Uebersetzung der Gedichte Oßians. 248

1.
2.
3
4
5.
6.



Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Rhode, Johann Gottlieb,

Spielereien vom Mahler Anton

Bd.: 2

1798

Coburg, Landesbibliothek -- D I 12
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11939890-8